

FLORIAN GANTNER
SOVIEL MAN WEISS

FLORIAN GANTNER

SOVIEL
MAN
WEISS

ROMAN

RESIDENZ VERLAG

Wir danken für die Unterstützung



© 2021 Residenz Verlag GmbH
Salzburg – Wien

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

www.residenzverlag.com

Alle Rechte, insbesondere das des auszugsweisen Abdrucks
und das der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.

Umschlaggestaltung: buero 8/Thomas Kussin
Typografische Gestaltung, Satz: Lanz, Wien
Lektorat: Jessica Beer
Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978 3 7017 1748 4

1

Eine Wand ist nichts. Ein zugezogener Vorhang ist kein Hindernis. Weil alles, was da ist, sich auch messen lässt. Nehmen wir die Quellenstraße, sagt Marek Kostka, der seit drei Jahren in dieser Straße wohnt, auf die er die letzten Tage von seinem Fenster aus hinuntergeschaut hat, als wolle er wie ein Streetview-Fahrzeug jeden Quadratmeter in sich aufnehmen: 3060 Meter schneidet sie durch Favoriten, von der Südosttangente bis zur Triester Straße. Eine Fahrbahn für Autos, Straßenbahnen und Radfahrer, zwei Gehsteige für Fußgänger. Entlang der Quellenstraße kannst du dir in einundzwanzig Läden die Haare schneiden lassen, in achtzehn Lokalen und an vier Ständen einen Kebab bestellen, es gibt sechs Handyshops, fünf Juweliergeschäfte, vier Wettbüros und vier Schlüsseldienste, die auch Schuhservice anbieten.

Was Schuhe mit Schlüsseln zu tun haben, hab ich mich schon immer gefragt, wirft Benno ein.

Was ich sagen will, fährt Marek fort: Das alles kann man messen und Schlüsse daraus ziehen. Er bleibt vor dem Haus mit der 63 stehen, nickt in Richtung Haus-

nummer, holt seinen Schlüssel aus der Hosentasche und sagt: Nehmen wir den Sanierungszustand des Hauses, Mietpreis, Lebensstil, soziale Strukturierung und so weiter – das alles sind Daten, die du mit einem entsprechenden Algorithmus entschlüsseln kannst. Damit siehst du in jede Wohnung. Der Algorithmus sagt dir, was hinter den zugezogenen Vorhängen los ist.



2

Sie schwärmen aus in der Stunde, in der die einen bereits schlafen, die anderen aber noch nicht wach sind. Auf diese eine Stunde haben sie gewartet, die Stunde, in der die Straße ihre Verbündete ist und jeden ihrer Tritte schluckt. Niemand soll sie hören.

Eine Gruppe biegt links weg, Parko schnalzt mit der Zunge, was so viel wie *Gutes Gelingen, Kommando Jamaal* heißt.

Als nächstes Kommando Myrina, rechts weg. Einen fröhlichen Ausruf hören sie. Auch wenn sie alle Masken tragen, die Gesichter verhüllt sind, wissen sie, dass es Varizella war. Crazy Varizella: Ich steck euch an, dann sind wir alle Varizella!

Übrig bleibt das Kommando Dakizo. Mirjam hat diesmal den Namen bestimmt. Sie ist auf einer Website mit afrikanischen Vornamen rumgesurft, hat bis D heruntergescrollt: Dakizo ist Swahili für Protest. Sie würde gern jemanden kennenlernen, der Protest heißt.

Dakizo erreicht den Zielort. Pollo stellt den Rucksack auf den Boden. Das Klackern der Dosen, aber

niemand, den das stören würde. Nur sie sind da: Gradec, Pollo und Mirjam. Einsatzkommando Dakizo steht bereit.

Okay, sagt Gradec.

Mirjam hört heraus, dass er eine bessere Idee hat, sich aber am Riemen reißt. Gradec, Kenner der Zusammenhänge und Meister der cleveren Slogans. Die für Mirjams Geschmack aber manchmal eine Spur zu clever sind. Gradec sprayt etwa *Zeigt euch!* und erklärt, dass der maximale Effekt der Überwachung gegeben ist, wenn der Überwacher nur als konstante, unsichtbare Drohung existiert.

Mirjam ist das zu sehr um die Ecke gedacht. Wenn der Otto Normalpassant liest *Zeigt euch!*, denkt er doch nicht an Überwachung. Der denkt höchstens an Versteckenspielen im Kindergarten. Mirjam stellt sich Gradec als Kindergartenkind vor, mit Brille und Pullunder. Der Miniatur-Gradec stolpert durch den Garten und sucht vergeblich die anderen Kinder, stellt sich dabei unglaublich blöd an, rennt immer wieder an stümperhaft Versteckten vorbei, bis er schreit: *Zeigt euch!* Und Mirjam sieht sich selbst als Pferdeschwanz-Mirjam. Sie sieht, wie sie lachend hinter einem Blumentrog hervorspringt und so tut, als ob Gradec sie entdeckt hätte.

Auch wenn sich andere bei *Zeigt euch!* vielleicht keinen verpeilten Dreikäsehoch vorstellen – Mirjam ist der Meinung, ein Slogan muss direkter sein. So wie der hier, den sie gebückt schlurfend auf den Asphalt

sprüht, Buchstabe für Buchstabe, damit die Kamera da oben auch gut mitlesen kann: WIR ÜBERWACHEN ZURÜCK!

Sie blickt zu Gradec, der es abnickt. Ja, ist unverblümt, direkt, geht schon in Ordnung. Das riesige Auge, das die Überwachungskamera anstarrt, überlässt sie Pollo. Und der macht sich mit Windmühlenarmen an die Arbeit. Pollo, Meister der Spraydose, Kreativkopf des dreiköpfigen Monsters namens Kommando Protest.

Sie laufen zurück zum Headquarter, in die Zentrale, den Hamster*innenbau, die Bums-Residenz – so viele Namen wie Bewohner.

Die Masken sind zwar noch drauf, aber Mirjam spürt das vereinte Grinsen. Mission accomplished, Kommando Dakizo ist zufrieden. Als sie weit genug vom Einsatzort weg sind, schalten sie einen Gang runter. Gradec zieht die Maske vom Gesicht und nickt ihr zu: Und wen genau überwachen wir jetzt?

Die ironische Spitze auf *wir*.

Bis jetzt konnte er sich zurückhalten, aber jetzt geht's durch mit ihm. Gradec muss seine Meinung kundtun. Interessant nur, dass er damit nicht wartet, bis sie im Headquarter sind. Da hätte er größeres Publikum. Es scheint ihm unter den Nägeln zu brennen.

Alles klar, *Wir überwachen zurück* ist kein Revolutionsprogramm, sagt Mirjam. Aber es ist ein Anfang.

Wir haben also einen Anfang. Und weiter?

Mirjam hat sich reingehängt, sich das *Wir überwachen zurück* keineswegs einfach ausgedacht: Ich dachte da an die *Surveillance Camera Players* in New York, die sich vor den Kameras aufbauen und Theater spielen –

Gradecs Lachen, mehr Schluckauf als Heiterkeitsbekundung: Okay, verstehe. Du willst also den Clown spielen für die Leute an den Monitoren. Das ist ja ganz nett, aber doch eher kindisch, meinst du nicht? *Angreifen* wirst du damit niemanden. Wenn wir wehtun wollen, müssen wir auf die Hardware gehen. Mit Laserpointern direkt ins Objektiv zielen. Oder gleich mit der Axt auf die Kabel –

Pollo schaltet sich ein: Warum nehmen wir den Slogan mit dem Zurück-Überwachen nicht wörtlich? Wir trommeln alle zusammen, dann besorgen wir uns noch Guy-Fawkes-Masken und morgen früh stehen wir vor der Kamera und glotzen zurück.

Gradec stöhnt. Mirjam weiß, dass er auch die Fawkes-Masken als kindisch empfindet. Aber bevor er das sagen kann, ruft sie: Warum nicht! Morgen früh starren wir ins nackte Kameraauge!

Im Heimathafen treffen sie auf Kommando Jamaal und Kommando Myrina. Allgemeines Hochleben und Anstoßen auf Vollbrachtes, das dumpfe Klacken von Hartplastik auf Hartplastik.

Kommando Dakizo, Kommando Myrina und Kommando Jamaal lösen sich in Luft auf, und sie alle

sind wieder die, die sie vorher waren: Jetzt heißen sie KokoRoschka, Gradec, Varizella, Pollo, Parko, Aquamarina, Chicana und Mirjam. Sie haben sich im Headquarter um den Feuerwasser-Altar versammelt, um Hartplastikbecher in regelmäßigen Abständen in die Höhe zu heben.

Auf uns, my Seaworld, ruft Chicana.

Aquamarinas Antwort ist eine Mischung aus arabischem Schlachtruf und Jodeln.

Parko erzählt Mirjam laut lachend, dass diese Scheiß-Masken gemeingefährlich sind: Koko ist hinter mir gerannt und hat gesehen, dass ich direkt auf einen Postkasten zusteuere. Ich hab natürlich weder ihn noch den Postkasten gesehen, weil die Augenlöcher, irgendwo da oben. Auf einmal spüre ich, wie mich jemand von hinten packt, hochhebt und einen Meter weiter links wieder absetzt. Wie in einem Comic sind meine Füße inzwischen in der Luft weitergerannt.

Mirjam fragt sich, und das nicht zum ersten Mal, was zuerst da war, der Name oder das Outfit. Haben sie ihn Parko getauft, weil er immer in Parkas rumläuft? Parka – Parko? Oder hieß er ursprünglich Paco? Aber ein Mexikaner namens Paco, das ist ungefähr so banal wie ein russischer Ivan. Oder ein Deutscher, der Horst-Rüdiger heißt. Obwohl, sie ist mit einem Rüdiger in die Grundschule gegangen, einen Horst kennt sie aus der Karlsruher Zeit auch noch –

Roschka! Koko! Koko-KokoRoschka! trällert Varizella, als wäre es der Refrain eines bekannten Songs. Dazu tänzelt sie um KokoRoschka, unsichtbare Kastanetten in den Händen, und drückt abwechselnd ihren Hintern und ihr Schambein an Koko, als wolle sie ihn anmachen. Wenn sie in Stimmung ist, macht Varizella das aber mit so ziemlich jedem. Nur nicht mit Mirjam, ist ihr einmal aufgefallen. Da gibt es irgendeine Grenze. Nicht dass die beiden sich nicht mögen, ganz im Gegenteil. Keine Spur von peinlichem Schweigen, wenn sie mal allein im Zimmer sind. Varizella ist gern zusammen mit ihr, nur ist sie bei ihr weniger *Crazy* Varizella. Vielleicht blickt sie zu Mirjam auf. Vielleicht liegt es am Altersunterschied? Ist sie ein bisschen Varizellas Mama-Ersatz?

Später wird Gradec von Varizella umtänzelt, dem das sichtlich unangenehm ist. Offensichtlich hat er noch zu wenig getankt, betrunken würde er einfach nur grinsen, so sagt er aber: Lass, Vari.

Sie macht aber unbeeindruckt weiter, Gradecs Unsicherheit spornt sie an. Ergebnis ist ein Balztanz, wie ihn das Headquarter noch nicht gesehen hat.

Da schubst Gradec sie weg: Kannst du dich nicht mal normal aufführen!

Und alles ist für einen Moment nüchtern.

Normal? grinst Varizella ihn an. Wen interessiert denn normal? Komm schon, Gradec, sei kein kleiner Spießer!

Sie nähert sich Gradec, Becken vorgeschoben. Der weicht einen Schritt zurück.

Varizella lacht: Weißt du, Gradec. Dein ständiges Geschwafel –

Sie öffnet ihn mit übertrieben tiefer Stimme nach: Mit Überwachung wollen sie nur Uh-mbivalenzen und Uh-nterschiede beseitigen, um Kontrolle zu erlangen. Jede INDIVIDUALITÄT wollen sie unterdrücken, bla, bla, bla.

Sie macht eine theatrale Pause: Aber wo ist deine Individualität? Von oben bis unten der Linke aus'm Katalog. You walk like a Linker, you talk like a Linker. Du siehst sogar aus wie ein Linker. Schau dir mal deine Brille an. Selbst die ist Klischee.

Crazy Varizella ist jetzt beispiellos uncrazy und allen ist klar: Rauschend wird die Party heute nicht mehr. Ein paar betretene Blicke werden ausgetauscht, bald darauf sieht Mirjam verstecktes Gähnen, erste Bewegungen vom Zentrum zu den Rändern, wo sie in neuen Kommandoformationen zusammenstehen oder sich vorausschauend eins der weniger ramponierten Klubsofas sichern.

Der Rücken schmerzt, ihr Mund ist ein Abfalleimer. Lange kann Mirjam nicht geschlafen haben. Rundum wird noch *gemüht*, wie Pollo sagen würde. Der liegt auf dem nackten Boden, hat sich einen Pulli als Polster untergeschoben. Chicana und Aquamarina Arm

in Arm auf der Korpsmatratze I, Varizella hat sich fürs extra durchgelegene Klubsofa entschieden. Von Gradec keine Spur.

Mirjam schaut, ob irgendwo Zigaretten oder Tabak rumliegen. Nichts, nicht mal ein Stummel. Die Letzten haben wieder mal alles säuberlichst aufgeraucht.

Eigentlich ist sie froh, dass die anderen noch schlafen. Sie will noch nicht reden. Sie sollte heimgehen, ein paar Stunden schlafen. Im Bett. Dann sähe alles wieder anders aus.

Im Flur liegt eine Sonnenbrille am Boden, die sie für den Heimweg ausleiht. Draußen lauert ein greller Tag.

Frische Luft in der Lunge, Sonnenstrahlen auf der Haut, das bisschen Bewegung: Alles hilft. Da fällt ihr auf, dass sie drauf und dran ist, am *Einsatzort* vorbeizukommen. Wenig später steht sie am Kundenparkplatz eines Supermarkts und beäugt ein Graffito, das am Vortag noch nicht da war.

Aus dem Supermarkt kommt ein Junge, Anfang-Mitte zwanzig, sieht das Graffito, grinst, nickt und geht weiter. Das Grinsen und das Nicken haben Mirjam gesagt: Ist auch an der Zeit, dass jemand zurücküberwacht.

Mirjam geht weiter, ihre Stimmung steigt kontinuierlich. Sie biegt in die Quellenstraße ein. Wenige Meter vor ihrem Haus sieht sie den Alten, der unter ihr wohnt, wie er mitten am Gehsteig seine rechte Handfläche begutachtet. Sucht er etwa seine Lebenslinie, der

alte Konfusius? Sie zwitschert ihm ein *Gut'n Morgähñ* entgegen, der Alte will sie aber nicht bemerken.

Dann sagst halt nichts, flötet sie noch über die Schulter, wenn auch nicht unbedingt so, dass er es hören kann. Weder eine beleidigte Wirbelsäule noch so ein alter Eigenbrötler können ihre Stimmung jetzt noch trüben.

Aber als sie ihre Wohnung betritt, und noch bevor sie aus den Schuhen geschlüpft ist, kommt der Anruf.



3

Als der Griff der Plastiktasche in seine Handfläche zu schneiden beginnt, stellt Illir Zerai die Einkäufe ab und betrachtet die roten Striemen. Die Sommersonne liefert hervorragendes Licht. Zerai dreht seine Hand und blickt lange auf den Handrücken. Adern, Altersflecken, sonst ist nichts zu erkennen. Dann begutachtet er die roten Stellen an seinem Unterarm. Eine dichte Hülle ist die Haut.

Wie lange man mit ein und derselben Haut durch die Welt läuft. Während Schlangen ohne viel Aufhebens ihre Haut abwerfen. War das Albaner-Sein nicht wie eine aus Volk-Partei-Staat zusammengesetzte Haut, die er problemlos abgestreift hat? Einzig die sogenannten *Gedanken der Volksphilosophie* konnte er nie abschütteln. In Alltagssituationen schießen sie ans Tageslicht.

Etwa damals, als er genau hier auf der Quellenstraße von einem jungen Mann angerempelt wurde. Anstatt sich zu entschuldigen, warf ihm der Mann nur einen verächtlichen Blick zu. *Beleidigt dich dein Feind, be-*

deutet es, dass du dich auf dem rechten Weg befindest – so eine der Redensarten, die jeder Albaner mit der Muttermilch aufsaugt.

Eine andere Parole kommt ihm in Erinnerung: *Der Fluss schläft, aber der Feind schläft nie*. Bei genauerer Betrachtung ein Unsinn. Ein Fluss schläft nicht. Er ist immer in Bewegung, sonst wäre er kein Fluss, sondern ein Tümpel. Diese vermeintliche Weisheit der Alten – weit kann es damit nicht her sein. Inzwischen ist er selbst alt, da braucht er keine fremden Scharfsinnigkeiten mehr. Wenn er in seinem Alter noch keine Lebensweisheit erworben hat, wird das auch nichts mehr.

Obwohl er so viel von Volk-Partei-Staat gehört hat, dass es für ein Leben reichen sollte, lassen sich diese Phrasen nur schwer verscheuchen. Kaum spürt er den Schmerz im Knie, hört er den albanischen Ausspruch *Wer leidet, der lernt*. Nun ja, er hat auch wirklich gelernt, sein rechtes Knie weniger zu belasten und keine abrupten Drehbewegungen zu machen.

Beim Aufsperrn der Haustür streift sein Blick das Klingelschild. Die deutsch, türkisch oder slawisch anmutenden Namen sind für ihn die Definition von *Europa*. Selbst sieht sich Zerai aber keineswegs als Europäer. Es ist komplexer.

Nachdem er dem Albanertum, das für ihn nur mehr aus Volk-Partei-Staat bestand, abgeschworen hat, begann Zerai, sich als *Enklave* zu betrachten. Außer dem Vatikan, San Marino oder Kaliningrad gibt es in seiner

Wirklichkeit noch eine Enklave namens Illir Zerai. Illir Zerai liegt in Wien.

Doch Illir Zerai ist nicht irgendeine Enklave. Da die Stadt Wien selbst eine Enklave in Niederösterreich ist, handelt es sich bei Illir Zerai genau genommen um eine Doppelenklave. Diese Doppelenklave befindet sich hinter Tür 2, Quellenstraße 63.



4

Anscheinend hat der Mann niemanden, sagt Agnes Wallner, die gegenüber auf Tür 3 in der Quellenstraße 63 wohnt.

Dass er da drüben allein wohnt, wissen wir ja dank deiner Neugier. Aber woher willst du wissen, dass er keine Verwandten hat? fragt Gernot Waibl.

Ich hab noch nie bemerkt, dass jemand drüben gewesen wäre. Und er kommt doch eher ungepflegt daher.

Und weil sich niemand um ihn kümmert, fühlst du dich gleich verpflichtet, die Tochterrolle zu übernehmen?

Du könntest ja auch in die Sohnesrolle schlüpfen.

Beim Wort *Sohnesrolle* reißt sie die Augen übertrieben auf. Ach was, sagt sie, ich kann doch nicht einfach zusehen, wenn ein alter Mann neben uns krank ist.

Will er denn, dass du ihm hilfst? Will er sich von dir bemuttern lassen? Tochter, Sohn, Mutter, bald ersetzen wir ihm die ganze Familie, lacht Gernot. Also, du hast ein paar Flecken gesehen. Was hat er?

Naja –

Herumdrucksen nennt er das, wenn sie nicht gleich eine Antwort findet. *Drucks doch nicht so herum* – sie weiß, dass das bald kommen wird, deshalb beeilt sie sich: Im Vorbeigehen kann ich das jetzt nicht so genau beurteilen, aber es sah mir ganz nach Scabies aus.

Gernot blickt sie ratlos an.

Die Krätze halt.

Ein Glucksen, dann lacht er los.

Das ist nicht witzig, Gernot. Das kann extrem unangenehm werden, wenn er sich das nicht anschauen lässt.

Also hast du ihm gesagt, dass er zum Doktor gehen soll. Und was hat er darauf gesagt?

Naja –

Sie ärgert sich über seine hochgezogenen Augenbrauen und sein Nicken, das ihr zu verstehen geben soll, dass er nicht den Rest seines Feierabends über ihr neues Pflegeprojekt reden will.

Er war eher abwehrend. Aber ich weiß halt nicht, wie gut sein Deutsch ist. Ob er mich richtig verstanden hat.

Woher ist der überhaupt? Hast du das mal rausgefunden?

Irgendwo Balkan, was weiß ich.

Wenn er sich nicht helfen lassen will, würde ich die Sache für erledigt erklären. Das ist einfach die Euphorie der Jungärztin, die dir keine Ruhe lässt. In ein paar Jahren bist du genauso abgebrüht wie deine Kollegen, da läufst du an solchen Leuten vorbei.

Ja, eh. Trotzdem kann ich das nicht einfach ignorieren. Der Mann wohnt direkt neben uns. Man muss doch aufeinander schauen.



5

Der Mann auf dem Balkon gegenüber hat weiter nichts als eine kurze Hose an. Sein braungebrannter Oberkörper glänzt in der Sonne, er hat ihn wohl eingeeilt. Stolz trägt er seinen Brustkorb vor sich her, obwohl er das sogenannte beste Alter längst hinter sich gelassen hat. Von seinem Wohnzimmerfenster aus kann Illir Zerai erkennen, dass die Haut des Mannes bereits schlaff und ledern ist.

Für einen Augenblick bleibt der Mann stehen und sieht zu Zerai herüber. Nur kurz, aber Zerai entgeht der prüfende Blick nicht. Ja, ich bin da und ich gaffe zurück. Und ja, ich habe dich gesehen, sagt sich Zerai, ich weiß, dass du auch heute wieder deine Turnübungen am Balkon abhältst. Ob der Nachbar Zerais hochgezogene Mundwinkel gesehen hat? Ahnt er, dass Zerai seine Gockelhaftigkeit lächerlich findet? Armselig. Letztlich auch traurig, wie *der Alte* dort herumstolziert an diesem Spätsommernmorgen.

Da kommt ihm der Gedanke, dass der Nachbar für ihn die gleiche Bezeichnung benutzen könnte.

Während Illir Zerai aus dem geöffneten Fenster zum Nachbarn hinüberblickt, sieht der Nachbar vom Balkon aus zu ihm, Zerai, und denkt in diesem Moment vermutlich genauso: Da drüben steht er, der arme Teufel vom Nachbarhaus.

Als der Mann am Balkon mit den Kniebeugen beginnt, befindet Zerai, dass er genug gelüftet hat. Während er das Fenster schließt, murmelt er mit tonloser Stimme: *Wir müssen uns stählen, um die Kraft des Proletariats unbezwingbar zu machen.* Kaum hat er diesen Satz ausgesprochen, erschrickt er.

Er dachte, die Parolen und Losungen für immer abgeschüttelt zu haben. Er dachte, die Sätze des Diktators wären als leere Worthülsen an einer entlegenen Stelle seines Gehirns wie in einem Endlager deponiert. Aber anscheinend wollen diese Sätze jetzt, fast vierzig Jahre, nachdem er sie abgelegt hat, nicht länger verborgen bleiben. So viele Jahre ist es her, dass er die Arbeit beim staatlichen Radiosender an den Nagel gehängt hat und geflüchtet ist. Und jetzt auf einmal sind die Worte des Genossen Enver Hoxha, Führer der Partei der Arbeit und des albanischen Volkes, wieder da. Aber *Wir müssen uns stählen, um die Kraft des Proletariats unbezwingbar zu machen* ist nicht der einzige Satz Hoxhas, der wieder da ist. Mit einem Mal kann er jeden beliebigen Satz des Genossen aus seiner Erinnerung hervorholen.

Er weiß, dass er die Losungen damals als inhaltsleer abgetan hat. Abgeschmackte Maximen waren Alltag,

nichts, worüber man sich den Kopfzerbrach, geschweige denn, was man sich merken musste. Dennoch kommt ihm, als er im Spülbecken eine leere Milchpackung mit dem Bild einer Kuh sieht, die Parole in den Sinn: *Die Albaner essen lieber Gras, als die Ideale der Revolution zu verraten.*

Illir Zerai nimmt die Gratiszeitung zur Hand, die er am Heimweg von seinem Einkauf mitgenommen hat. Auf dem Titelblatt ist eine Raumfähre abgebildet. Schon ist ein passender Satz Hoxhas zur Stelle: *Die Supermächte haben das Weltall mit Spionagesatelliten, mit Raketen und Antiraketen vollgestopft, die mit todbringenden Strahlen- und Lasersystemen, mit Nachrichtenapparaturen und so weiter ausgestattet sind; ein echtes Chaos, das die große Gefahr des Zusammenstoßes birgt.*

Er erinnert sich, dass dies einer der Sätze war, der eine Gewissheit in ihn gepflanzt hat: die Gewissheit, dass Genosse Enver Hoxha, Führer der Partei der Arbeit und des albanischen Volkes, der gut informierte Kenner der politischen Weltentwicklung Enver Hoxha, eindeutig Gefahr lief, eine Grenze zu erreichen.

Die eines Tages plötzlich überschritten war. Wobei Zerai zu der Überzeugung gelangte, die alles andere verdrängte: *Enver Hoxha ist wahnsinnig.*

Und wenig später begriff er: Illir Zerais Stimme war es, die die Reden des Wahnsinnigen mittels Radiowellen in die Welt sandte.

Wem konnte Zerai seine Entdeckung mitteilen? Wenn er sie jemandem anvertraute, würde er mit dem nächstbesten Lastwagen in den Norden gekarrt werden, nach Fushëbar oder gleich nach Burrel. *Umerziehung durch produktive Arbeit* würde sein Schicksal besiegeln.

Eines Tages konnte er nicht mehr. Er lag neben Jetmira und sagte mit leiser Stimme, als schwöre er ihr seine ewige Liebe: *Enver Hoxha ist wahnsinnig*.

Entsetzt klammerte sich Jetmira an ihn, klammerte sich an das gute Leben. In ihrem Gesicht die Angst, als würden sie mit ihren eleganten Anzügen plötzlich mitten im Schlafzimmer der Zerai stehen. Die Sigurimi brauchte nicht zu klopfen.

Das darfst du nie wieder sagen, hast du mich gehört. Das musst du in dir verstecken.

Sie griff an seine Stirn: Aber nicht hier, das darf nicht in deinem Kopf bleiben. Du musst eine andere Stelle finden, wo du es verstecken kannst.

Sie strich ihm mit der Hand über die Brust, über Ober- und Unterarme.

Unter die Haut müsste ich diese Entdeckung verbannen, war sein erster Gedanke.

Die Augen des *vëzhgues*, des *Beobachters*. Er saß meist hinter der Glasscheibe, während Zerai die Sätze ins Mikrofon sprach. Zef Drini, Spaßvogel Zef, der immer den Eindruck vermittelte, als mache er seine Arbeit nur, weil sich sonst niemand dafür finden lasse. Aber dann

kam der neue *Beobachter*. Spiro Jaku, stellte er sich vor. Die Tontechnikerin flüsterte Zerai zu: Weißt du, was aus Zef geworden ist?

Zef war von einem Tag auf den anderen weg. Vom Erdboden verschwunden. Und nun dieser Spiro Jaku, der Zerai von Anfang an verdächtig erschien. Er saß mit einer Miene hinter der Scheibe, als verbüße er eine Strafe: Weil die letzten Informationen, die du uns geliefert hast, wertlos waren, musst du jetzt den *Beobachter* machen. Wir lassen den Radiomann eine mehrseitige Rede des Genossen Enver Hoxha einsprechen und jede Zeile lassen wir dich auf ihre Richtigkeit überprüfen. Und wehe, du bringst uns noch einmal so belanglose Informationen, dann bist du weg vom Fenster.

Panik kroch Zerais Rücken hoch: War jemand zum Direktor gelaufen, hatte man ihn angeschwärzt? Er ging mögliche Verfehlungen durch. Der Witz über die Mondrakete und die Diktatur des Proletariats? Harmlos. Aber hatte jemand Böses im Sinn, konnte er selbst so eine Kleinigkeit zum Verrat an der Partei aufbauschen. Schon ging Zerai Namen durch. Wer hatte den Witz gehört? Wer könnte ihm feindlich gesinnt sein?

Zerai las die deutsche Übersetzung von Hoxhas Rede, verhaspelte sich immer wieder, da er an den kleinsten Bewegungen des Beobachters zu erkennen glaubte, dass dieser auf etwas aufmerksam geworden sei. Gleichzeitig ärgerte er sich über seine Unprofessionalität, darüber,

wie leicht er sich aus dem Konzept bringen ließ: ein Blick oder eine Geste genügten. Aus dem Augenwinkel registrierte er aber jede Regung, und nach jeder Bewegung, die er hinter der Scheibe ausmachen konnte, ging Zerais Gehirn schnell noch einmal durch, was er zuvor gesagt hatte: Gab es eine falsche Wendung, einen Versprecher, der eine Mehrdeutigkeit zuließ?

Manchmal glaubte er, ein wissendes Leuchten in den Augen des Beobachters zu erkennen. Das waren die Momente, in denen er schnell den Blick abwandte. Weil er aber wusste, wie wichtig es war, dem forschenden Blick der Partei standzuhalten, bemühte er sich, das Abwenden zwanglos erscheinen zu lassen. Was ihm in dieser Situation nicht weiter schwerfiel. Er musste weder die Reinlichkeit seiner Fingernägel kontrollieren noch sich vergewissern, ob seine Schnürsenkel aufgegangen waren – es reichte, sich auf den vor ihm liegenden Text zu konzentrieren:

Im Verlauf seiner Existenz hatte das albanische Volk unter Kriegen schwer zu leiden, die zum Schaden seiner Freiheit, seiner territorialen Integrität und nationalen Unabhängigkeit geführt wurden. Wir Albaner als Volk, als Partei, als Staat haben im Kampf um unsere Integrität, Freiheit, Unabhängigkeit, Kultur und eigene Existenz die Taktiken unserer äußeren und inneren Feinde zu verstehen gelernt, wir haben gelernt, ihre Ziele, Pläne und Verschwörungen zu lesen. Auf dieser Grundlage haben wir, das Volk der Adlersöhne, eigene Taktiken des

Widerstands entwickelt, so endete die Rede des Genossen Enver Hoxha.

Illir Zerai gab der Tontechnikerin ein Zeichen. Das Aufnahmelämpchen erlosch.

Er drehte sich zum Beobachter und sah, wie dieser ihn angrinste. Zerai senkte den Blick, der auf seine abgetretenen Schuhe fiel – und mit einem Mal war ihm das herablassende Auftreten dieses Spitzels unerträglich.

Mit herausforderndem Lächeln wandte er sich an Spiro Jaku: Ein weiteres Mal hat Genosse Enver Hoxha den Nagel auf den Kopf getroffen.

Spiro Jaku sah ihn mit erprobtem Blick an: Als würde er hinter Zerai's Augen blicken, wo er dessen wahre Gedanken lesen könnte. Doch dieser Spitzel hatte keine Ahnung von Illir Zerai's eigenen *Taktiken des Widerstands*.



6

Frau Doktor, sagt Gernot, als er die Wohnung betritt. Die Begrüßung war aufgekommen, als sie vor einem knappen Jahr mit dem Turnus angefangen hatte. Wobei sich die Ironie allmählich abgeschwächt hatte und spätestens ganz verloren ging, als Gernot Agnes' ersten Gehaltszettel zu Gesicht bekam. Von da an hatte sie manchmal das Gefühl, das *Frau Doktor* höre sich ein wenig wie ein Vorwurf an.

Ist schon ein Witz, sagt Agnes und wirft sich neben Gernot aufs Sofa: Ich hab dir doch von diesem Patientenbegleiter, dem Berger, erzählt. Ich komm zu einer Patientin und die meint, der Herr Doktor habe ihr die-und-die Salbe empfohlen. Dann frag ich sie, welcher Doktor, und sie sagt: Na, der Herr Doktor Berger! Nur weil er ein bärtiger Mann in mittlerem Alter mit selbstgefälligem Auftreten ist, hält ihn gleich jeder für einen Doktor. Ich weiß nicht, wie oft dafür zu mir heute *Danke, Schwester* gesagt wurde.

Steht nicht auf deinem Namenskärtchen, dass du Doktor bist? Einmal mit dem Finger draufzeigen und

schon wissen sie, dass du Frau Doktor Wallner bist. Sollte doch kein Problem sein.

Agnes holt sich ein Glas Wasser aus der Küche. Sie ärgert sich über Gernots Patzigkeit. Vom Museums-casanova, den sie im Naturhistorischen Museum kennengelernt hat, ist er momentan weit entfernt. Sie war gemeinsam mit ihrer Freundin Carina vor einigen Bernsteinfossilien gestanden, als er sich neben sie gestellt hatte. Er hatte sich leicht zu ihr gebeugt und gesagt, als würden sie sich kennen: Schwer vorstellbar, wie lange der Flügel schon im Bernstein eingeschlossen ist. Mit der Zeit sind sie eins geworden, der Flügel und der Stein. Er hatte es so leise gesagt, dass nur sie es hören konnte, denn Carina war kommentarlos zu den nächsten Steinen weitergezogen. Agnes' Augen blieben auf die Fossilien gerichtet, und sie wusste, dass das ein Moment war, den sie nicht vergessen würde. Ja, sogar Carina, die Gernot seither nur noch den *Museums-casanova* nennt, spürte das.

Aber dass ihre Beziehung ein wenig eingeschlafen ist, dafür sieht sie sich auch selbst in der Verantwortung. Agnes' erstes Jahr am Krankenhaus war anstrengender als erwartet gewesen. Mit der plötzlichen Verantwortung, der Intensität der Dienste hatte sie gerechnet. Doch es kamen Aspekte hinzu, die sie nicht bedacht hatte. Mit jeder Station wurde sie in ein neues Biotop geworfen, das eigenen Regeln gehorchte. Auf jeder Abteilung musste sie von vorne anfangen, ihre Position

zwischen Ärzten und Pflegepersonal einnehmen, den richtigen Ton finden, Gruppen und Gräben erkennen. Für Beziehungspflege hatte sie wenig Energie aufgebracht im letzten Jahr. Das sollte sich ändern.

Das Wasser fließt schon wieder nicht ab. Agnes holt fluchend die Saugglocke, den sogenannten Hektor, und macht sich an die Arbeit. Gernot taucht hinter ihr auf und nimmt ihr den Hektor ab:

Du weißt, du kannst jederzeit zu mir ziehen. Bei mir ist der Abfluss tipptopp, grinst er. Aber ich weiß schon, so leicht kriege ich dich nicht raus aus dem Loch.

Aus *meinem* Loch, präzisiert Agnes. Sie weiß, dass es ihm völlig unbegreiflich ist, weshalb sie, die Jungärztin, an dieser abgenutzten Altbauwohnung festhält.

Was macht eigentlich dein Pflegeprojekt? fragt der pumpende Gernot, die Stimme etwas gepresst vor Anstrengung: Wie heißt er noch?

Herr Zerai.

Genau, Zerai. Was macht der Ausschlag, war er beim Arzt?

Ich hab ihn gestern im Stiegenhaus getroffen. Aber ich komm nicht so richtig durch zu ihm.

Das stimmte so nicht. Agnes hat an Herrn Zerais Reaktionen erkannt, dass sie durchaus zu ihm *durchgedrungen* war. Sie kann sich ihr Interesse für den alten Mann selbst nicht erklären. Herr Zerai ist kein Vater- oder Großvaterersatz. Es ist dieses Gefühl, wenn sie ihm im Stiegenhaus gegenübersteht und ihn anblickt.

Das Wissen, dass hinter der Maske, die sich dieser einsame Mann aufgesetzt hat, etwas Lehrreiches steckt. Sie würde gern hinter die Maske schauen.

Agnes sitzt im Stiegenhaus. Wenn das jemand sieht. Frau Doktor sitzt auf der obersten Stufe und wartet auf ihren Patienten. Der genau genommen gar nicht ihr Patient ist, gar nicht sein will. Und: Wen würde es schon interessieren, was sie da macht? Sitzt doch nur da.

Aber wenn sie dem Zerai das Crotamitex nun in die Hand drückt, dann zwingt sie ihn quasi in die Patientenrolle. Idiotische Bedenken. Der Mann ist krank, da ist es meine Pflicht, etwas zu tun.

Sie versucht, die Tube um ihren Zeigefinger kreisen zu lassen. Wie die Bleistifte während der Unterrichtsstunden, die Kugelschreiber in den Vorlesungen. Aber die Tube ist zu breit und das Training zu lange her, die Tube fällt immer wieder herunter.

Agnes hört die Tür zufallen, Zerai! ist ihr erster Gedanke. Schritte im Stiegenhaus, langsam, wie die eines alten Mannes. Sie steht auf, der Hintern schmerzt nach dem langen Sitzen auf dem harten Boden. Von dem bisschen Rumsitzen? Hypochondrischer Eid, so der Dauerschmerz auf der Gastro. Beim ersten Mal fand sie ihn auch witzig.

Nein, da sind noch andere Schritte, eine zweite Person. Sie hört eine fremde Stimme: Wieso soll ich denen Information frei Haus liefern? Liefern ist schon mein

Ding, aber Daten kriegen sie nicht von mir, verstehst du? Ich meine, Daten schon, aber was für welche, das ist der Witz dran.

Agnes erkennt den Grund für die Langsamkeit, mit der die Schritte die Stufen heraufkommen. Das ist nicht Gebrechlichkeit, sondern eine Mischung aus angeregtem Gedankenaustausch und studentisch-coolem Schlurfgang. Es nähert sich der Student, der schräg über ihr wohnt, in Begleitung eines Freundes.

Entschuldige, aber das ist schon ein Schmarrn, sagt der Student lachend. Möglichst unterschiedliche Sachen liken, nur damit die nicht wissen, wie du tickst? Warum dann überhaupt das ganze Liken? Da kannst du – Oh, hallo!

Als ob sie die zwei Jungs abpassen würde. Unaufgefordert erklärt Agnes, dass sie auf ihren Nachbarn warte, weil sie ihm eine Salbe geben wolle. Was zu viel Info ist, wieso sag ich das, kann denen ja egal sein. Und wahrscheinlich halten die beiden sie für eine, die jedem auf die Nase binden will, was sie von Beruf ist: Frau Doktor Wallner, ja, ich mache Karriere, aber hey, meine Studienzzeit ist noch gar nicht lange her.

Gesagtes lässt sich nun mal nicht rückgängig machen, aber die beiden gehen an ihr vorbei und scheinen sich überhaupt nicht zu fragen, weshalb sie da im Stiegenhaus rumsteht und auf einen Patienten wartet. Die nicht abgeholte Bestellung. Ihr fällt zum ersten Mal auf, dass das ein schon irgendwie schräges Bild ist:

Ich stehe da wie bestellt und nicht abgeholt. Während oben Schlüsselgeklimper und das Aufsperrn von Tür 4 zu hören ist, stellt sie sich eine ausgekühlte Pizza mit ihrem Gesicht drauf vor, Olivenaugen, Pilznase, Schinkenmund.

Pizza. Carina und sie haben jedes Jahr ihre Projekte. Vor zwei Jahren klapperten sie die Stadt auf der Suche nach dem perfekten Sushi ab – wenig überraschend gewann ein Restaurant im ersten Bezirk. Letztes Jahr galt es, Wiens besten Falaffelproduzenten ausfindig zu machen, und heuer lautet die Frage: Wo gibt es die ultimative Pizza *wie in Italien*?

Es ist September und ihr habt die perfekte Pizza immer noch nicht gefunden, stellte Gernot vor zwei Tagen am Telefon fest: Darf ich euch ein wenig unter die Arme greifen, damit ihr nicht bis zum Jahresende im Dunklen tappt? Ich hab für uns zwei einen Tisch bei Da Ferdinando reserviert.

Müsste es nicht heißen: Ich hab einen Tisch da Ferdinando reserviert? warf Agnes ein.

Wenn du meinst. Von Sprachen hab ich keine Ahnung, mein Gaumen ist dafür praktisch unfehlbar. Wenn ich dich *da* Ferdinando überzeuge, dass es dort die beste Pizza Wiens gibt, kannst du ja mit Carina noch mal hingehen.

Schon gut, beim Abschiedsabend muss Carina nicht dabei sein. Bist mein Freund, nicht ihrer.

Der Italiener in Hietzing servierte wirklich die ulti-

mative Pizza, und Agnes fand noch irgendwie Platz für Peperonata-, Bresaola- und Rigatoni-Kostproben. Nicht weniger exzellent war die Flasche Aglianico del Vulture. Am Heimweg im Taxi flüsterte Gernot ihr ins Ohr: Ich hoffe, du langweilst dich nicht zu sehr, während ich in Moskau bin.

Eine Woche ist schnell rum – vor allem wenn man täglich *da* Ferdinando pilgert, um sich systematisch durch die Pizzaauswahl zu probieren. Wirst ganz schön Augen machen, wenn eine kugelrunde Agnes dir die Tür aufmacht.

Mmmmh, noch mehr Agnes. Gernot strich über die Innenseite ihres Schenkels, seine Hand rutschte immer höher. Er küsste ihren Hals, die Stelle unterm Ohr. Offensichtlich konnte er es kaum erwarten, ins Bett zu kommen und die Noch-nicht-kugelrunde-Agnes zu kosten.



Gar nicht langweilig, die Nachbarin, sagt Benno. Hast du bei der mal was probiert?

Marek bereut, dass er Benno zu sich eingeladen hat. Wie konnte er auf den Gedanken kommen, dass ausgerechnet Benno weiß, wo er Bea finden kann. Auch wenn Benno gerne behauptet, jeden zu kennen, egal wie doof oder hässlich. Gerade deshalb ist ihm Bea verborgen geblieben. Er hat keinen Sinn für sie, er kann sie gar nicht kennen.

Ihm zu sagen, er solle die Klappe halten und abhauen, würde eine Grenze überschreiten. In dem Jahr, das sie zusammen in einer WG verbrachten, haben sie sich nicht unbedingt Höflichkeiten an den Kopf geworfen. Aber inzwischen sieht man sich zu selten, um ohne weiteres verbale Grobheiten auszutauschen. Marek muss Bennos Besuch einfach aussitzen.

Außerdem will er etwas von ihm. Wenn der sich nur beeilen könnte: Benno holt ein schwarzes Täschchen aus seinem Rucksack, öffnet langsam wie ein Hohepriester den Reißverschluss und nimmt eine Digital-

waage heraus. Er will wohl zeigen, wie professionell er inzwischen ist. Dabei ist er, seinem manchmal verwirrten Gefasel nach zu schließen, noch immer selbst sein bester Kunde.

Damit du weißt, dass ich dich nicht übers Ohr hau, siehst du, aufs Milligrämmchen, sagt er, und im Handumdrehen baut er einen Joint, natürlich inside-out und natürlich auf Mareks Kosten. Aber Marek sagt nichts, er weiß schon, wie Bennos Reaktion aussehen würde: Wir müssen doch kontrollieren, ob's gut ist. Einmalige Protodrehung gehört zum Lieferservice. Irgendetwas in der Art.

Marek zieht am Joint, wartet auf die Wirkung. Die setzt zwar nach wenigen Augenblicken ein, trotzdem möchte er Benno nur loswerden. Du gehst mir grad unglaublich auf die Nerven mit deinem ewig gleichen Gerede, schwirrt es ihm durch den Kopf. Kannst du jetzt einfach gehen? Nein, unmöglich.

Kannst du gehen, ich ruf dich irgendwann an, okay? Nein, die Abneigung, die er gerade spürt, lässt sich nicht in Worte fassen. Ist auch nicht durch Worte zu verbergen. Würde er den Mund aufmachen, er würde so oder so verletzend. Marek erinnert sich, wie die WG damals kollabiert ist: Als die Besucher bei Benno überhandnahmen und Theresa (die Jura-Studentin!) nicht länger ignorieren konnte, dass ihr Mitbewohner etwas definitiv Illegales betrieb, spielte sie die Empörte. Marek hat Benno damals verteidigt, wenn auch mit

diffuser Argumentationslinie. Ihm wollte kein stichhaltiger Grund einfallen, weshalb es in Ordnung sei, dass Tag und Nacht Fremde an der Tür läuteten, um auf die Schnelle ein paar Gramm Gras zu kaufen. Marek warf Theresa vor, spießig zu sein, ihre Biederkeit nervte letztlich noch mehr als Bennos Geschwätz. Die Stimmung in der WG kippte und das Ergebnis war, dass Theresa (angehende Juristin *und* Hauptmieterin!) erst den Vermieter kontaktierte und sie schließlich durch handzahme Mitbewohner ersetzte. Marek erklärte Benno daraufhin, er habe fürs Erste genug von Wohngemeinschaften, womit er einer gemeinsamen Wohnungssuche indirekt eine Abfuhr erteilte, gleichzeitig aber eine lose Freundschaft am Leben erhielt, die nicht zuletzt einen praktischen Marihuana-Zustelldienst beinhaltet.

Alter, schau, dass du mal was auf die Reihe kriegst, sagt Benno. Jedes Mal, wenn ich herkomme, sieht's hier noch ein wenig grindiger aus. Hast du keinen Geschirrspüler? Ich war zwar nicht auf'm Klo, aber wenn ich mich so umschaue, verkneif ich mir das lieber. Was ist, wenn du eine Frau hierher mitnimmst? Die holt sich ja einen Pilz, noch bevor sie im Bett mit dir landet.

Bea würde es nichts ausmachen. Sie ist nicht von der pingeligen Sorte, sie trinkt aus Bierflaschen, die sie aus Badewannen angelt und mit dem Feuerzeug öffnet.

Benno gibt Marek den Joint.

Hast du ein halbwegs sauberes Glas, ich hätte gern ein Wasser.

Eine heikle Situation: Wenn Benno anfängt, sich wohl zu fühlen, schwelgt er bald in Erinnerungen an die WG-Zeit. Das kann sich in die Länge ziehen, und er beginnt wie nebenbei den nächsten Joint zu drehen und Marek hat ihn den ganzen Nachmittag dasitzen. Soll er sagen, dass ihm nicht gut ist, dass er Zahnschmerzen hat? Oder Kopfweh?

Mann, diese gelben Ränder. Besorg dir so Chlorzeug zum Sprühen, sonst kriegst du das nie mehr weg. Oder ist das cool, fährst du auf dem Shabby-Chic-Zug mit?

Ja, Kopfweh geht: Hast du ein Aspirin dabei?

Nein, wieso? Kopfweh?

Mhm.

Hab mich schon gefragt, warum du so still bist. Komm, ich massier dich.

Benno lacht und boxt Marek gegen die Schulter.

Dann werd ich mal aufbrechen.

Hat geklappt.

Danke fürs Wasser. War ausgezeichnet. Und igel dich nicht so ein, meld dich mal. Musst ja nicht wieder bis zur nächsten Bestellung warten.



8

Was ist los ich erreiche dich nicht, tippt sie ins Handy. Seit drei Tagen ist Gernot in Moskau. Sie haben vereinbart, dass er sich meldet, schon gestern hätte er anrufen sollen. Wie sie das hasst, wenn er sich nicht einmal an einfache Vereinbarungen hält. Kurz melden, dass man gut angekommen ist, was ist da schon dabei. Eine SMS, dass der Tag lang war und die Unterkunft wieder einmal untere Liga. Jeder macht so etwas. Bloß Gernot nicht. Und wenn sie dann eingeschnappt ist, kommen ein weiteres Mal die halbgaren Ausreden: So viel um die Ohren, es war schon so spät, nächstes Mal meld ich mich bestimmt. Und dann meldet er sich bei der nächsten Dienstreise auch wirklich gleich, sobald er im Hotel angekommen ist. Und bei der übernächsten? Wieder totale Stille.

Das war früher anders. In den ersten Wochen hat Gernot ihr fast jede Stunde eine SMS aus dem Büro geschickt. Die Nachrichten waren charmant, verspielt, flirtend, er schaffte es immer wieder, sie zu überraschen. Einmal hatte er ihr einen unverständlichen Text

geschickt, fremdsprachige Wörter, dazwischen Zahlen. Sie hat den Text in die Google-Suchmaske eingegeben und herausgefunden, dass es Tschechisch war für *Du hast zwischen 17. und 19. Juni nichts geplant, oder? Ich schon*. Gernot hatte heimlich in ihrem Kalender nachgesehen, wann sie ein freies Wochenende hatte, und für sie beide ein Vier-Sternehotel in Prag reserviert.

Agnes durchforstet ihr Smartphone. Facebook, WhatsApp, Skype. Online findet sie ihn nicht. Wie satt sie das hat, immer soll sie ihm hinterherlaufen. Auch das war nicht immer so.

Drei Tage. Ihre Nachricht bleibt unbeantwortet. Agnes wählt Gernots Nummer, hört, wie ihr Anruf reist: maschinelle Töne, die ein Inlandsgespräch nicht produziert, sondern nur ein Telefonat in die Ferne. Es surrt und pfeift, bis auf einmal der Empfänger in Moskau erreicht ist: Am anderen Ende läutet es. Und da auf einmal die Stimme. Eine Frau. Russisch.

Agnes legt auf.

Dafür gibt es jetzt sicher hundert Erklärungen, aber sie hat nur das Bild von einer Russin und Gernot. Gernot mit einer Russin. Gernot, der der Russin das Telefon abnimmt, *Spinnst du!* sagt, auch wenn sie das nicht verstehen kann. Sie sieht, wie die Russin kichert, und sie sieht Gernot, der die Frau zu sich zieht, weil es ihm schon wieder egal ist, schließlich gibt es hundert Erklärungen:

Die haben mein Handy gestohlen, mir ist es nicht gleich aufgefallen, ich hatte ja viel um die –

Mein Handy ist auf dem Tisch gelegen und eine Kollegin vor Ort ist einfach drangegangen. So sind die in Russland, nehmen schon mal ab, wenn's irgendwo läutet und keiner abhebt.

Das Handy ist rumgelegen. Ich war gerade bei einer Besprechung.

Ich war gerade am Klo.

Ich war –

Ich war mit den Kollegen essen, den Mantel hab ich abgegeben. Die Kellnerin hat gehört, dass etwas läutet, ist einfach drangegangen, so sind die, und sie hat nur gesagt, du sollst bitte warten, sie ist gerade dabei, mir das Handy zu bringen. Warum legst du auch gleich auf?

Agnes läuft durch die Wohnung. Sie hat Hemmungen, noch einmal anzurufen. Was macht man in so einer Situation?

Die Stimme der Frau geht ihr nicht aus dem Kopf. Wie vergnügt sie geklungen hat, dabei der sarkastische Unterton.

Wie sie wohl heißt? Mascha vielleicht. Ivana? Agnes stellt sich vor, wie Gernot neben ihr liegt. Sie raucht. Er nimmt ihre Zigarette und zieht. Ein leichter Schwindel, ein angenehmes Gefühl. Der russische Tabak ist stärker und er hat lange nicht mehr geraucht. Dort ist alles ein wenig anders, warum sollte nicht auch er ein wenig anders sein. Sie kann ja auch anders sein. Während er frü-

her höchstens ein bisschen gepafft hat, inhaliert er jetzt den Rauch, als wäre er eine Delikatesse. Ansonsten ist er im Bett eher passiv, hier nimmt er Ivanas Hand und legt sie entschlossen auf seinen Schwanz –

Wenn sie nichts macht, wird sie wahnsinnig. Agnes muss etwas unternehmen, sonst geht die Fantasie mit ihr durch.

Sie ruft noch einmal an. Wieder die metallenen Geräusche, dann bricht die Verbindung auf einmal ab. Das Handy ist ausgeschaltet. Er hat es abgedreht.

Das muss nichts bedeuten, vielleicht ist der Akku leer.

Vielleicht –

Agnes geht in die Küche. Was gibt es zu tun? Irgendwann sollte sie was essen, längst Zeit fürs Abendessen. Was ist da? Sie hat jetzt wirklich keine Lust, etwas zu kochen. Lieber eine Tiefkühlpizza in den Ofen, zusehen, wie sie langsam genießbar wird. Klingt beruhigend, ist es sicher, irgendwie.

Wir nehmen eine Flasche Cabernet Sauvignon dazu. (Wie Gernot die Kellnerin angelächelt hat, und wie die zurücklächelte.) In einer Gasse unweit des Pantheons hatten sie eine Osteria entdeckt, die ihnen nicht als Touristenfalle erschienen war. Agnes beeindruckte, wie natürlich Gernot mit den Italienern auf Deutsch redete. Wenn sie grüßte oder etwas bestellte, packte sie ein paar Italienischvokabeln aus und formte Minimalsätze. Gernot gab sich hingegen keine Mühe. Was

ihm aber niemand übelnahm. Im Gegenteil, er wurde von jedem verstanden und in den paar Tagen, die sie in Rom verbrachten, wiederholt in Gespräche verwickelt. Agnes stand dann daneben, während die Einheimischen auf Gernot einredeten und er auf Deutsch antwortete, als handle es sich dabei um eine Spielart des Italienischen.

Verstehst du denn irgendwas? fragte sie ihn einmal.

Die meisten Leute reden doch immer das Gleiche, hier wie anderswo. Kennst du den Zusammenhang, weißt du, worum's geht.

Trotzdem: Wenn Agnes auf Deutsch bestellt hätte, wäre sie sich als ignorante Touristin vorgekommen. Aber Gernot, der hat den Dreh raus, wie sein Freund Paul gern sagt.

Genau: Paul. Wieso hat sie nicht längst an Paul gedacht!

Paul, ja hallo, entschuldige, das ist etwas komisch, also, weshalb ich anrufe, ist komisch ... Ja, mir geht's gut so weit, danke. Aber eigentlich rufe ich an wegen Gernot ... Ja. Ja, genau, in Moskau. Seit drei Tagen. Und eben, ich hab nichts gehört ... Klar. Nur, hab ihn eben zu erreichen versucht und da war eine fremde Stimme dran (*Eine Frauenstimme! Eine russische Frauenstimme!*) ... Ja, das ist natürlich schwierig, wenn man kein Wort Russisch ... Eben, ja. Deswegen, hab ich mir auch gedacht ... Meinst du, sie könnte das machen, nur kurz, weißt du, ich mach mir natür-

lich ... Ja, das wäre. Paul, du bist ein Schatz, und danke an Oksana ... Wann ... Ja, ich warte inzwischen ... Danke.

Die Pizza ist inzwischen über goldbraun hinaus. Beim Verkohlen will sie dann doch nicht zusehen. Agnes holt sie aus dem Ofen und legt sie auf den Teller.

Jetzt braucht sie eine andere Ablenkung. Sie kann nicht dasitzen, aufs Handy starren und warten, bis es läutet. Sie steckt das Telefon in die Gesäßtasche. Spült ab. Was nie verkehrt ist. Was aber nicht lange dauert, allein braucht sie kaum Geschirr. Sie sieht zu, wie der Pegel sinkt und das Spülwasser mit einem unheimlichen Ton abfließt.

Aus der Nachbarwohnung das Schrammen von Stuhlbeinen über den Boden. Ist Zerai gerade nach Hause gekommen? Oder war er die ganze Zeit daheim? Sollte sie noch einmal anläuten? Etwas aufdringlich, andererseits brächte es sie auf andere Gedanken. Agnes sucht nach der Salbe. Sie sucht in ihrer Handtasche, sucht im Mantel, in den Schreibtisch- und Esstischschubladen. Wo kann man so eine bescheuerte Tube denn noch hingeben? Da, die Salbe lag die ganze Zeit vor der Nase! Das Handy steckt in der Gesäßtasche, die Tube trägt sie vor sich her. Wie eine Hostie fast. Und so steht sie vor Illir Zerais Wohnung. Sie könnte auf Heilige Drei Könige machen, oder auf Zeugen Jehovas: Was halten Sie von Jesus, Herr Zerai? Blödsinn natürlich. Sie hat es mit einem alten Mann zu

tun, einem alten Mann aus einer anderen Kultur. Ganz
anderer Humor.

Wem soll sie denn etwas vormachen?



9

Der linke Backenzahn hat Marek den Schlaf gekostet. Das Seltsame war: Ließen die Zahnschmerzen einen Moment nach, überkam ihn das Gefühl, als wäre der Schmerz eine willkommene Abwechslung gewesen. Zahnweh war ein triftiger Grund, wachzuliegen, viel besser als die ewigen Gedanken an Bea und die Nacht, die er neben ihr verbracht hatte. Die Nacht der vertanen Chance.

Beim dritten Anruf hebt die Sprechstundenhilfe endlich ab, keine fünf Minuten später sitzt er im Taxi – für öffentliche Verkehrsmittel fehlt ihm definitiv die Ruhe.

Wenn er gewusst hätte, was ihn erwartet, hätte er sich aber für die U-Bahn entschieden. Der junge Ägypter hinter dem Steuer erzählt ihm, dass seine Frau im letzten Schwangerschaftsmonat mit ihrem zweiten Kind ist. Dass sein erstes bald in die Schule kommt und sich schon sehr geschickt im Schreiben und Rechnen anstellt. Und dass es überhaupt das Schönste auf der Welt ist, Kinder in ebendiese zu setzen.

Marek wird später zwei neue Punkte in seine *Pet Hates*-Liste aufnehmen:

68 *Werdende Väter und ihr penetranter Vaterstolz*

69 *Taxifahrer bzw. Menschen im Allgemeinen, die auch dann weiterreden, wenn der Gesprächspartner ostentativ schweigt.*

Momentan kann Marek aber nur an seinen linken Backenzahn denken. Irgendwie schafft er es, sich in der Ordination anzumelden, irgendwann findet er sich auf dem Behandlungsstuhl wieder. Gerade, als das Zahnweh ein wenig nachlässt und er sogar in der Lage ist, das strahlend weiße Zimmer und die Kopie des Miró-Bildes an der Wand zu begutachten, betritt die Zahnärztin den Raum. Als wäre es sein zweiter Familienname, hängt er dem *Marek Kostka* ein *So wenig Schmerz wie möglich* an.

In jahrelanger Routine über ihre Brillenränder blickend, betäubt die Ärztin die linke hintere Kieferregion und macht sich nach flüchtigem Studium der Röntgenaufnahmen in Mareks Mund zu schaffen. Marek Kostka *So-wenig-Schmerz-wie-möglich* ist ein seltener Gast in dieser fachärztlichen Einrichtung, er kommt eigentlich nur, wenn ihn akuter Schmerz überfällt. Die Ärztin erkundigt sich bei jedem Besuch wieder nach den Eckdaten in seinem Lebenslauf: Beruf oder Studium? Österreich oder Tschechien? Auf der Suche oder auf der Flucht?

Jedes Mal begleitet das gleiche süffisante Lächeln die gleichen Fragen. Ist es ein raffinierter Sadismus, dass

die Ärztin ihre einseitige Konversation erst beginnt, sobald ihr Werkzeug sich in der Mundhöhle des Patienten zu schaffen macht? Marek weiß es nicht.

Das Bohren klingt, als würden die Autos, die draußen an der Ampel losfahren, durch seinen Kopf brettern. Dazu der säuerlich-beißende Geruch in seiner Nase.

Marek versucht, sich vom grellen Ton des Bohrers abzulenken. Die Jalousien, die leicht vibrieren. Die Ärztin sagt irgendetwas mit Amalgamplomben. Die Augen der Assistentin. Groß und hellblau.

Kaum ist der Schmerz weg, ist Bea wieder da. Er könnte schwören, diese Augen gehören ihr. Warum nicht, sie hat ihm nicht gesagt, was sie beruflich macht. Marek versucht, mit Blicken Erkennen auszudrücken. Doch bleibt die Assistentin auf ihre Aufgabe konzentriert und stumm hinter ihrem Mundschutz. Er merkt, wie sich langsam ein See aus Spucke in seinem Rachen sammelt und das Bedürfnis zu schlucken ihn überkommt. Müsste das nicht von der Assistentin abgesaugt werden? Ist sie vielleicht gar nicht so konzentriert bei der Arbeit?

Ihm ist, als würde sein Speichel durch den ganzen Raum sprühen. Die beiden Frauen bemerken professionell nichts davon. Ein wenig schämt er sich aber für den Zustand seines Gebisses. Wie offen es daliegt, wie es die beiden Frauen (Bea!) aus aller Nähe inspizieren. Eigentlich ein sehr ekelhafter Beruf.

Es war doch nicht Bea. Marek setzt sich auf eine Eckbank, von der aus er das Kaffeehaus überblickt. Er bestellt ein Glas Rotwein, nach so einem Vormittag kann er einen Schluck gebrauchen.

Auf eine Werbepostkarte, die er vom Zeitungstisch mitgenommen hat, notiert er in Stichworten die Nummern 68 und 69 und fügt an: *70 geschwätzige Zahnärztinnen*. Zu Hause wird er seine Liste mit den drei Punkten vervollständigen.

Mareks Zeigefinger berührt seine taube Gesichtshälfte, während er lustlos eine Tageszeitung durchblättert. Von den Nachbartischen nichts als belanglose Gespräche.

Der Rotwein riecht nach alten Erdbeeren, feuchter Erde und, Marek kann sich nicht helfen: einem Hauch von Autolack. Er nimmt einen Schluck und bemerkt ein loses Körnchen, das beim Plombieren übriggeblieben ist. Mit dem Zeigefinger holt er es aus dem Mund. Marek legt das Stück auf den Tisch.

Er trinkt einen weiteren Schluck und sieht sich um. Eine Frau, die ihn an Bea erinnert, läuft ihm aber erst wieder draußen über den Weg.

Vor einiger Zeit hat Marek auf der Homepage der Stadt Informationen zum Gebäude *Quellenstraße 63* gesucht. Unter der Adresse seines Elternhauses oder des Hauses seiner ehemaligen WG hatte er Fotos, Abbildungen der Fassade oder Grundrisse gefunden. Zur Quellen-

straße 63 lautete die einzige Angabe, das Gebäude sei zwischen 1919 und 1945 errichtet worden.

Während er über die vor hundert oder achtzig Jahren eleganten, jetzt nur noch verdreckten oder gar gebrochenen Bodenfliesen mit Blumenornamenten läuft, am schmiedeeisernen Abschluss des Geländers vorbei die abgelatschten Stufen hochsteigt, den Handlauf meidend, weil er befürchtet, sich einen Splitter einzuziehen, während sein Blick die abgeschabten Wände entlangstreift (wobei er zum x-ten Mal denkt, hier muss sich eine Zeitlang ein Alkoholiker rauf- und runtergeschliffen haben), überkommt ihn das gleiche Gefühl wie an jenem Tag, als er auf der städtischen Homepage *Bauperiode 1919–1945* gelesen hat: Dieses Haus bedeutet niemandem etwas. Weder interessiert es irgendjemanden, wann es gebaut wurde, noch wer in all den Jahren hier gewohnt hat. Und genauso wenig, *wie* in all den Jahren hier gelebt wurde.

Während Marek aufsperrt, hört er, wie hinter ihm die Tür zur Nachbarwohnung aufgeht. Mirjam, die sich, weshalb auch immer, manchmal Mjam nennen lässt.

Hey. Was geht?

Ich war beim Zahnarzt.

Marek seufzt, was ihr verraten soll, dass er einiges hinter sich hat, und Mirjam fragt, ob er auf einen Schluck überkommen mag, ihr sei gerade fad.

Er hat keine besondere Lust, da sie jedes Mal eher aneinander vorbei als miteinander reden. Aber was

soll's, er hat nichts Besseres zu tun, also folgt er ihr ins Wohnzimmer.

Mirjam holt eine Flasche Wein aus der Küche, Marek schaut sich das Plakat an, das ihm gegenüber an der Wand hängt: *Solifest für die Punxtage* von vor fünf Jahren. Von den Bandnamen gefällt ihm am besten *Kosmik Kompliz*, amüsan findet er *Speibsackerl*. Sie könnten in seine Liste der Skurrilen Bandnamen passen, irgendwo zwischen *The Bambi Molesters*, *Jehovas Waitresses* und *Hitler's Missing Testicle*.

War gar nicht so billig, der Wein, müsste schmecken, sagt Mirjam, als sie einschenkt.

Wir brauchen also kein Speibsackerl, sagt Marek und nickt Richtung Plakat.

Sie setzt sich neben ihn auf die Couch. So nahe ist er ihr noch nie gekommen. Stimmt schon, denkt er sich: Nicht jeder profitiert von einer verschwendeten Jugend.

Als ob er es laut ausgesprochen hätte, sagt sie: Ich bin gerade vierzig geworden.

Wow, gratuliere! Heute?

Nö, schon ein paar Tage her. Du bist aber einer der Ersten, dem ich's verrate.

Sie zwinkert ihm zu und hebt das Glas.

Vierzig! Stell dir vor.

In seiner Wohnung holt Marek das Notizbuch aus dem Regal, um die *Pet Hates*-Liste zu ergänzen. Er sieht sich das letzte eingetragene Lieblings-Ärgernis an:

67 Menschen, die einen Viertelmarathon gerannt sind und ihre Mitmenschen von der kathartischen Funktion des Laufens überzeugen wollen

Der Eintrag ist drei Wochen alt, er hat ihn am Tag nach der Party angefügt. Marek bemerkt, dass er seitdem keine seiner Listen auch nur angesehen hat: weder *Bizarre Wolkenformationen* noch *Namen von Friseursalons*. Haben ihm die Listen lange das Gefühl gegeben, das Leben ein wenig besser zu verstehen und dadurch erträglich zu machen, haben sie jetzt ihre Bedeutung verloren.

Die *Pet Hates*-Liste ist die bei weitem elaborierteste, ihr hat er die meiste Aufmerksamkeit geschenkt. Aber auch hier ist drei Wochen lang nichts hinzugekommen. Das liegt sicher nicht daran, dass er seit der Party alles wunderbar findet. Eher daran, dass er kein so intensives Gefühl wie Hass aufbringen kann, weil ihn stattdessen eine Art Taubheit beherrscht.

Menschen, die einen Viertelmarathon gerannt sind: Auf der Party hatte sich ein Mädchen neben ihn gesetzt, das sich als Tina vorstellte. Sie hatten ein paar Sätze gewechselt. Tina war Sportstudentin und ahnte nicht, dass Marek mit etwa 90 % der Sportarten nichts anzufangen wusste: Worin liegt die Befriedigung, einen Filzball mittels Schläger so über ein Netz zu knallen, dass er für einen anderen Menschen unerreichbar wird? Am wenigsten versteht er die Faszination, die das Skifahren auf manche Menschen ausübt.

Irgendwo hat er gelesen, dass sich knapp 60% der Österreicher regelmäßig in eine Schlange stellen, um auf einen Berg gebracht zu werden, von dem sie auf Skiern geradewegs hinunterfahren, um sich am hinteren Ende ebendieser Schlange wieder einzureihen. Für Marek ist dieser Sport die moderne Entsprechung der Sisyphos-Qualen.

Das Gespräch mit Tina blieb entsprechend lustlos. Sie musste bald aufs Klo, und am Weg zur Badewanne, die an diesem Abend als Kühlschrank diente, sah Marek sie später in aufgekratztem Plaudern mit einem Jungen, dessen Physis nahelegte, dass er Tina mit Anekdoten aus dem Fitnessstudio erfreuen konnte.

Bei der Badewanne begegnete er Bea. Er hatte sie vor einiger Zeit auf einer anderen Party gesehen, aber nicht mit ihr geredet. Von Sergej hatte er damals erfahren, dass ihre Eltern bei einem Autounfall tödlich verunglückt waren. Vor allem diese Traurigkeit, die hinter ihrem Lächeln klaffte, war es, die Marek faszinierte. Sie trug den Tod ihrer Eltern mit sich herum. Und Marek musste sich eingestehen, dass er beeindruckt war von der Tragik, die sie umgab. Vielleicht beneidete er sie sogar ein wenig darum. Auch ihm fehlte ein Elternteil. Sein Vater war aber nicht tot, sondern bloß nicht dort, wo er sein sollte. Marek hatte kein Anrecht auf Tragik, er war einfach nur ein erwachsen gewordenes Scheidungskind. Doch während er durch sein Leben schlingerte, schien Bea

ihren Weg genau zu kennen. Wenn sie etwas sagte, vermittelte sie, dass sie eine Meinung besaß. Auf ihn wirkte sie *echt*.

Sie verbrachten den Abend neben der Badewanne sitzend und redeten über dieses und jenes. Beas Interesse galt der Literatur, sie wollte in ihrem Job Stunden reduzieren und ein Literaturstudium anfangen. Sie erzählte von ihrem Lieblingsautor, an dessen Namen sich Marek nicht erinnern kann. Seine wichtigsten Bücher seien zwar schon einige Jahre alt, aber sie fand, dass sie mittlerweile sogar noch aktueller waren.

Ist irgendwie seltsam, wenn ein Buch Jahre später eine neue Dimension dazugewinnt, sagte sie. Jetzt, wo ständig jemand *Fake News!* schreit, wird klar, dass es unglaublich viele Meinungen gibt und ziemlich wenige unwiderlegbare Fakten. Das finde ich eben faszinierend, wenn diese Unklarheit sich in der Literatur spiegelt. Wenn sie ein Gefühl der Verunsicherung erzeugt.

Will ein Schriftsteller subversiv sein, schaltete Marek sich ein, sollte er also eine unverständliche Welt mit seinen eigenen Undurchschaubarkeiten unterwandern.

The writer strikes back! rief Bea und drehte sich nach hinten, um frisches Bier aus der Badewanne zu fischen, und Marek überlegte, welche Farbe ihre Augen hatten. Er dachte an eine Postkarte, die ihm sein Vater einmal von Mauritius geschickt hatte. Auf der Vorderseite war ein Sandstrand zu sehen, das Meer leuchtete in einem wunderbaren Blau.

Sie drückte ihm eine tropfende Flasche in die Hand.
Prost.

Prost. (Das Meer vor Mauritius)

Marek schließt das Notizbuch, nachdem er 68, 69 und 70 eingetragen hat, und zupft an der oberen Ecke, wo weiße Fasern durch ein Loch im Kunstleder ragen. Etwas ist ihm unklar: Wenn er das Gefühl hat, dass ihn eine Taubheit umgibt, weshalb bricht er dann seit einigen Tagen regelmäßig in Tränen aus? Jedes Mal, wenn Marek das Licht ausschaltet und den Putz an der Decke studiert, fängt er lautlos in sich hineinzuweinen an. Die ersten Male versuchte er, noch während der Ausbruch sich anbahnte, herauszufinden, was ihm so zusetzte. Eine *innere Leere*, dachte er, aber das blieb ihm zu abstrakt. Etwas anderes konnte er nicht finden, stattdessen musste er feststellen, dass er sich unausweichlich einem Weinkrampf näherte. Er merkte, wie der Krampf seine Kehle hinabwanderte, und bevor er das Zwerchfell erreichte, brach ein einmaliges Aufschluchzen aus ihm hervor, gefolgt von ein paar Tränen – und schon war alles wieder vorbei.

Aus Mangel an Erklärungen hat Marek sich für den schwammigen Begriff *Weltschmerz* entschieden. Er wusste aber, dass er sich damit nur selbst belog. Die wackelige Selbstdiagnose änderte nichts daran, dass irgendwo in ihm etwas grundlegend nicht mehr in Ordnung war.

Er hat eine Idee. Er fährt seinen Laptop hoch, öffnet den Webbrowser, wo die Suchmaske erscheint. Nach einigen Minuten hat er einen wissenschaftlichen Artikel mit dem Titel *Culture of Crying* gefunden und erfährt, dass Weinen die früheste und grundlegendste Vokalisation von Säugetieren ist. Der Artikel sagt weiter, dass die meisten Testpersonen zwischen 18 und 24 Uhr weinen (50 %), wenn sie allein (66 %), bevorzugt zu Hause (75 %) im eigenen Schlafzimmer (50 %) sind. Alles in allem muss sich Marek sagen, dass sein Verhalten dem Durchschnitt entspricht.

Einigermaßen zufrieden fährt er den Computer herunter, geht Zähne putzen, zieht sich aus und legt sich ins Bett. Aber sobald er liegt, merkt er, wie sich sein Hals verengt.



Regel 1: Jeder lebt seine Form. Weshalb Parko seinen eigenen Pogo vorführt. Er schleudert Arme und Beine um sich, vermeidet dabei aber, die anderen zu treffen. Chicana und Aquamarina tanzen auf der Stelle. Was die Füße nicht tun, tun Oberkörper und Arme. Chicana und Aquamarina reagieren auf die Bewegungen der jeweils anderen. Kippt der eine Oberkörper nach vor, schnellert der andere zurück. Wie aus dem Nichts rauscht Varizella durchs Zimmer. Dreadlocks wirbeln. Wie hieß die Frau mit den Schlangenhaaren noch gleich. Medusa? Eine richtige Medusa ist Varizella. Wenn du ihr blöd kommst, wirst du zu Stein. Sicher gibt es sensible Naturen, die wegen einer Varizella den Aggregatzustand wechseln.

KokoRoschka rauscht zur Anlage, die auf dem Turm aus drei umgedrehten Bierkisten thront, um Pollo beim Auflegen abzulösen. Das wird wieder was werden. Koko wühlt schon ellbogentief in den CDs, bereit, irgendeinen kuriosen Song zu bergen, den noch nie jemand gehört hat. Schweige denn weiß, wie er sich

tänzerisch dazu verhalten soll. Aber immer noch besser als Gradecs musikalische Lehrstunden. Billy Braggs Gitarre bleibt heute ungezupft, Woody Guthries Songzeilen unerläutert. Ja, ein bisschen Pause von Gradec Schulmeister geht schon in Ordnung.

Kokos musikalischer Amoklauf beginnt, er holt das Maximum aus den billigen Boxen, der Bass burrt nur so. Wie ein Dirigent steht KokoRoschka vor ihnen, die Hände hacken im Karatemodus. Er schlägt den Rhythmus, macht vor, wie man zur kruden Mischung aus hartem Techno, Drum'n'Bass und Black Metal tanzen könnte. Aber alle ignorieren Kokos Vorgaben. Obwohl jeder Versuch, sich an einem Takt festzuhalten, durch einen unerwarteten Bruch sabotiert wird, beharrt jeder auf seinem Stil, der höchstens intensiver wird: Parko pogot auf Teufel komm raus, Varizellas Schlangen sind im Bluttausch. Da mischt sich neuer Elan in die Gruppe: Pollo durchkreuzt den Raum im Stehschritt, mimt den Neofaschisten. Ja, geht schon.

Regel 2: Wir sind weder rechts noch links, wir sind wir.

Das Headquarter befindet sich in einem Innenhof und ist eigentlich ein freistehendes Lager, das dem im Ausland lebenden Onkel von KokoRoschka gehört. Koko wohnt in der Wohnung des Onkels, im ersten Stock des heruntergekommenen Zinshauses. Vom Onkel ist seit einer Ewigkeit nichts zu hören, er scheint zufrieden, seine Wohnung bewohnt zu wissen. Dass der Lager-

raum vom Neffen und einigen Freunden annektiert wurde, hat ihm scheinbar niemand zugetragen. In der Regel verhalten sie sich ja auch unauffällig. Die wegen der dauerhaft defekten Klingelanlage offene Haustür ermöglicht ihnen seit Monaten, unbemerkt in den Innenhof zu gelangen. Die Fenster des Headquarters haben sie mit Zeitungspapier zugeklebt, auch wenn die Hausbewohner vermutlich gar nicht auf die Idee kämen, ins Innere zu lugen. In den dunklen, asphaltierten Hof geht man nur, um seinen Müll in die Tonne zu werfen, und das ganze Zinshaus steht in einer Gegend, in der die Devise gilt, sich besser nicht in Dinge einzumischen, die außerhalb der eigenen vier Wände passieren. Nur manchmal geht es durch mit KokoRoschka und den anderen. Dann vergessen sie die Tarnung, drehen die Anlage bis zum Anschlag auf und tanzen und trinken bis in den Morgen.

So lange hält Mirjam nicht durch. Sie sinkt auf das durchgesessene Klubsofa I, in der Hand einen Becher mit einem letzten Schluck Whiskey-Cola. Die anderen tanzen eifrig weiter. Mirjam muss an den einzigen denken, der fehlt, schon wieder. Seit zwei, drei Wochen, er ist genau da gesessen, wo sie jetzt sitzt. Sie haben überlegt, welche Interventionen sie als Nächstes angehen wollten. Chicana meinte, zu Überwachung sollten sie was machen, das sei ein Thema, das alle betreffe. Aber was, da waren die Ideen Mangelware. Wenn ratloses Schweigen herrschte, war Gradec

der Erste, der das nicht akzeptieren konnte. Also war es nur eine Frage der Zeit, bis er loslegte: Wusstet ihr, dass es das Konzept Privatsphäre noch gar nicht lange gibt (wusste natürlich keiner). Das alte Griechenland – jetzt richtig mit Professorenstimme –, das alte Griechenland war eine Zivilisation des Schauspiels. Es wurde öffentlich gelebt, die Schaulust befriedigten Theater, Tempel, Zirkusse. Der Wunsch, nicht alles zu zeigen, entsteht erst in der Neuzeit. Aber wie sieht's jetzt aus, heute?

Pause, fraglos theatralischer Natur. Sicher wussten sie, wie es heute aussah. Was Gradec aber hören wollte, war keinem so ganz klar. Daher weiter im Monolog: Man könnte sagen, die Privatsphäre verschwindet wieder. Okay, einerseits unfreiwillig, durch staatliche Überwachung. Wir wissen, dass die Kameras überall sind, dass alle unsere Schritte verfolgbar geworden sind. Da lässt sich nicht viel machen (gewichtiges Nicken allerseits: Ja, da kann man nichts machen). Andererseits schaffen wir die Privatsphäre aber auch freiwillig ab. Weil wir uns in den Sozialen Netzwerken selbst darstellen. Facebook, Instagram, Snapchat und so weiter liefern das Material, und wir sägen und hämmern fleißig an unserem eigenen neuen Theater. Zur großen Premiere, ta-taaa: In der Hauptrolle ich als Göttersohn Narziss. Die Stimmung im Zuschauerraum: blendend! In freudiger Erwartung reiben sich Herr Wirtschaftskonzern und Frau Politikberaterin die Hände.

Jetzt Varizella (kichernd): Herr Staat sitzt schon selbstzufrieden auf seinem Platz und wartet nur noch, bis die Lichter ausgehen, damit er ein kleines Schläfchen machen kann. *Artsy-fartsy* Kunst ist nicht so seins.

Na schön, warf Aquamarina ein: Dass die Idioten auf Instagram allen möglichen Scheiß posten, dagegen können wir auf die Schnelle wenig ausrichten. Bleibt uns der Angriff auf die Form von Überwachung, die vor unsrer Nase passiert.

Auf die Kameras! lautete Chicanas Fazit.

Alle waren begeistert – bis auf Gradec, der das Ganze offensichtlich zu oberflächlich fand, fürs Erste aber nichts sagte. Und Varizella. Denn ginge es nach ihr, würden sie Tag und Nacht Komplotte gegen die Rechten oder gegen die Regierung schmieden. Regelmäßig wirft Varizella ihre Revolutionsfantasien in den Raum – worauf Gradec in der Regel mit seiner Totschlagfrage kontert, die er sich von einem französischen Denker ausgeborgt hat: Ist die beste Subversion nicht die, Codes zu entstellen, anstatt sie zu zerstören?

Kommandos wurden zusammengestellt, Schlachtpläne entwickelt: Welche Kameras würden sie angreifen? In den folgenden Tagen würden sie sich nach geeigneten Objekten umschauen. Und sonntags wurde auch schon ausgeschwärmt.

Bei Mirjam läuft auch gerade Kameramodus. Sie beobachtet die anderen, die unermüdlich weitertanzen, sieht, wie noch einmal und noch einmal die Energie

explodiert. Noch lange sind sie nicht fertig mit dieser Nacht. Sie fühlt sich einen Augenblick wie eine Mutter, die den Kindern beim Spielen zusieht. Fehlt nur noch, dass sie murmelt, wie groß sie doch geworden sind! Schnell weiterschalten zu einem anderen Kanal. Zu spät. Sie kann noch so beiläufig wie möglich aufs Sofa sinken, Fakt ist, sie kann nicht mehr mithalten. Fakt ist, sie wartet auf eine blöde Bemerkung, die jemand fallen lässt: *Braucht Oma Mirjam ein Sauerstoffzelt?*

Vierzig, ist doch schnurz. Zwanzig und dreißig waren ihr herzlich egal. Nichts als Zahlen. Aber es lässt sich nicht mehr leugnen, dass diese Vier und diese Null sie beschäftigen. Sie hat niemandem aus der Gruppe von ihrem runden Geburtstag erzählt. Nur ihrem Nachbarn. Wieso überhaupt? Und weshalb hat sie ihn angelogen? Marek war nicht einer der Ersten, dem sie es erzählt hat. Er war *der* Erste.

Sie erinnert sich, dass sie sich vorgestellt hat, zu ihm hinüberzusegeln und mit ihm zu knutschen. Kurz gefolgt vom hinderlichen Gedanken: Du könntest seine Mutter sein. Ja, doch, ginge sich aus. Wenn sie damals beim allerersten Mal nicht aufgepasst hätte, wenn Ingo ein wenig zu schusselig gewesen wäre.

Sie hatte bemerkt, dass er sich ein wenig unwohl fühlte. Sie war hier eindeutig die Lockere. Irgendeine Studie sagte doch, dass die jungen Leute immer spießiger würden. Trinken lieber Vitalisierendes als Alkoholisches. Gehen am Wochenende in die Therme Laa statt in

die Pratersauna. Und der Bausparer wird auch wirklich nur angerührt, um die erste Wohnung anzuzahlen. Zum Kotzen. Aber ist es nicht so, dass das zyklisch verläuft? Hat vermutlich schon Marx erkannt, dass die nächste Generation immer das genaue Gegenteil der Vorgängergeneration ist. Der Gestapo-Papa prügelt seine Kinder zu Hausbesetzern, die Hippiemutter säugt den kleinen Hipster-Banker. Kaum verlässt man das Haus, junge Spießler, egal wo man hinsieht. Na ja, in ihrem Viertel trifft das nicht ganz zu, hier ist es bei weitem nicht so schlimm wie in den trendigen Stadtteilen. Wenn sie vor die Tür geht, trifft sie zuerst einmal auf alte Leute oder Menschen mit Migrationshintergrund. Die jungen Leute tragen in der Regel schlackernde Trainingshosen oder billigst imitierte Armani-Handtäschchen. Von Fußballern abgeschauter Präpotenz oder Schminke spachtelweise. Denen kann man einiges vorwerfen, vom Spießertum sind sie aber gewaltig weit entfernt.

Wie Marek heimlich ihre Wohnung beäugte, immer wieder zum Solifest-Plakat lugte. Ja, das hier war ihr Terrain. Ein Grund, dass sie sich wohler fühlte als er.

Er grinste sie etwas verschmitzt an, und dann die kurze Vision: Er rutscht zu ihr rüber und fängt an, sie abzuknutschen. Was war bloß los mit ihr! Mädels, du bist keine vierzehn mehr!

Als ob er sich in Sicherheit bringen wollte, war Marek auf einmal aufgestanden: Ich muss wieder rüber, noch ein paar Sachen erledigen.

Klar, sagte Mirjam.
Nicht zu wild feiern.
Ihr Lächeln eine Spur gequält. Immerhin ließ er die
Fortsetzung weg: Du bist keine dreißig mehr.
Und schon gar keine vierzehn ...



Die Sätze des Parteiführers hatte er in einer abgeschiedenen Region seines Gehirns gelagert. Für seine eigenen Worte brauchte er aber einen Ort, der sicherer war. Hatte die Sigurimi einmal Lunte gerochen, suchte sie sogar im Gehirn eines Verdächtigen. Ein Manöver, auf das Zerai vorbereitet war. Das Endlager war nur Täuschung, nichts als Schein. Wenn sie dort stöberten, würden sie nur auf Enver Hoxhas Reden stoßen.

Illir Zerai kichert, als er sich die verdutzten Sigurimi-Gesichter vorstellt. Sie wären gezwungen gewesen, in ihm, der noch in den hintersten Gehirnwindungen die Worte Enver Hoxhas mit sich trägt, den ultimativen Bewunderer des Parteiführers zu feiern.

Nein, niemals würde er Gras fressen, und niemals würde die Sigurimi seine Gedanken zu Gesicht bekommen. Die Haut ist eine dichte Hülle. Unter der Haut wären seine Eingebungen sicher.

Niemals werden wir erlauben, dass von unserem Land aus Knechtschaft und Blutvergießen über andere Länder und Völker gebracht werden, sprach Zerai ins Mikrofon

und eingeschlossen im Badezimmer schrieb er später unter seine eigene Haut: *denn Knechtschaft und Blutvergießen lassen wir in unserem eigenen Land.*

Niemals wird die Sowjetunion für ihre finsternen Ziele Butrint und Vlora oder irgendein anderes Fleckchen albanischen Bodens erhalten, sagte Zerai und verborgen vor fremden Blicken schrieb er unter seine Haut: Denn die Partei der Arbeit Albaniens und des albanischen Volkes hat diesen Boden mit Beschlag belegt für ihre eigenen finsternen Ziele.

Zerai weiß, dass man im Alter zur Verschrobenheit neigt, vor allem, wenn man allein ist. Die Vergangenheit droht ständig, einen einzuholen. Einsamkeit bekommt einem nicht. Kurz sieht er Jetmira vor sich, der grelle Schmerz des Verlusts. *Që ditën që vdiqe ...*

Er sollte achtsam sein, er ist angreifbar.

Die Partei ist wachsam, sagt Enver Hoxha: Sie lehrt uns, dem Feind keine Zeit zum Atmen zu lassen.

Was ist das?! Im ersten Moment kann er den schrillen Ton nicht zuordnen. Dann wird ihm klar, dass es die Türglocke war.

Jemand hat geläutet.



Ja, Oksana, hallo ... Ausgeschaltet? Ja, bei mir auch ... Davor, also ich habe davor angerufen und da hat sich eine Stimme ... Keine Ahnung, ich kann kein Russisch, Oksana ... Ja. Eine Frau. ... Das. Ja, so ungefähr. So hat es ungefähr geklungen (*genau so, genau so hat es geklungen, du Idiotin!*) ... Ja, das war es wohl. ... Danke. Und tut mir leid, dass ich so ... Und euch geht's gut? Dem Kleinen?

Wie logisch die Erklärung. Wieso hat sie nicht daran gedacht? Und was müssen sich Paul und Oksana denken. Agnes ist froh, dass sie allein ist. Wenn sie jetzt jemand sehen könnte. Wie eine hysterische Kuh hat sie sich aufgeführt. Das hat sie jetzt davon.

Gras wird darüber wachsen, irgendwann wird man gemeinsam lachen. Sie werden zusammensitzen und Oksana wird sagen: Jetzt kannst du zumindest einen Satz auf Russisch. Und Paul wird sagen: Ja, Agnes, sag. Wie sagt man auf Russisch *Ihr Gesprächspartner ist derzeit nicht verfügbar?*

Sie wird lernen, darüber zu lachen.

Ein paar Tage nach Gernots Rückkehr versucht sie es. Samstagabend, Oksana und Paul kommen zum Essen. In den ersten Minuten versteckt sich Agnes noch in der Küche: Die letzten Vorbereitungen des Aperitifs müssen als Ausrede herhalten. Als sie sich endlich zu den anderen setzt, ist die Stimmung ungezwungen. Keine Anspielungen auf die Moskau-Episode, keine Witze über Fremdsprachen, die man nicht beherrscht.

Nach dem Essen unterhält sie sich mit Oksana. Die erzählt ihr über die neuesten Leistungen ihres Sohnes. Der kleine Yuri hat gerade seine ersten Schritte gemacht. Und Agnes schildert, wie es ihr auf der Internen geht. Dass sie es auf der Onkologie spannend finde, weil man Gelegenheit habe, die Menschen hinter der Krankheit kennenzulernen. Dass da eine ganz andere Stimmung herrsche als auf den Stationen, auf denen sie vorher war. Sie muss nicht länger ihre Initialen auf die Lebensmittel im Kühlschrank schreiben, auf der Onkologie wird die Milch in Gemeinschaftspackungen gekauft.

Bei Gernot und Paul geht es wieder einmal ums Internet und smarte Geräte: Ad-Server, Protokolldesign, Analysenetzwerk.

Agnes hört Paul sagen: Die Idioten laden sich irgendwelche Apps aufs Handy und klicken Akzeptieren, Akzeptieren, Akzeptieren, ohne eine Ahnung zu haben, wo sie da eigentlich zustimmen.

Dass sie bald gar keine Geheimnisse mehr haben? sagt Gernot.

Eher, dass sie den Arsch offen haben! lacht Paul.

Oksana verdreht die Augen.

Tschuldige Schatz, sagt Paul: Aber mir fällt grad kein besserer Ausdruck ein.

Gernot versucht es: Dass die Leute völlig durchschaubar und deshalb ... verwundbar sind?

Gut, nehmen wir, sagt Paul und wendet sich theatralisch an Oksana, Schatz, völlig durchschaubar und verwundbar werden wir, wenn weiterhin jeder so dämlich jede Anwendung, die ihm über den Weg läuft, auf seinem Handy installiert.

Jetzt würde ich gern die ganzen Apps auf deinem Handy zählen, sagt Oksana.

Gernot lacht.

Paul ist immer für mich da, sagt Gernot, als sie wieder allein sind.

Agnes findet das abrupte Pathos deplatziert. Das hat er bisher von niemandem behauptet. Ob er schon mal über mich gesagt hat, dass ich immer für ihn da bin?

Stimmt schon, manchmal wirkt Gernot wie ein menschengewordener Anachronismus. Er ist knapp acht Jahre älter als Agnes, aber manchmal hat sie das Gefühl, er würde einer anderen Generation angehören. Wenn er auf irgendeine verstaubte Etikette zurückgreift oder ihr gegenüber den Gentleman mimt. Sie hat das anfänglich als Ironie abgetan, aber bald verstanden, dass diese Erklärung zu kurz gegriffen war. Ein Grund findet

sich sicher in ihrer unterschiedlichen Herkunft. In der oberösterreichischen Provinz aufgewachsen, fehlt ihr der Sinn für das apart antiquierte Wienerische. Der in Wien geborene Gernot hat diesen Sinn. Er weiß damit umzugehen und kann gleichzeitig damit spielen. Und sie liebt das an ihm, dieses verschmutzte Aus-der-Zeit-gefallen-Sein. Wenn Gernot einen Satz wie aus einem Raimund-Stück von sich gibt, dann fragt Agnes sich nicht länger: Welcher Mann mit Mitte dreißig spricht so? Weil sie sich inzwischen die Antwort selbst geben kann: Gernot spricht so.

Aber völlig zwinkerfreies Pathos? Das ist ungewohnt. Gernot trinkt seinen Wein aus, gibt ihr einen Kuss und verschwindet im Badezimmer. Was sollte das heißen, Paul sei immer für ihn da? So wie ein Alibi-Lieferant? Ja, eine gewagte Interpretation der Faktenlage. Fast schon paranoid, Paul so leichthin zum Erfüllungsgehilfen zu machen. Sie weiß das. Aber die Idee ist nun mal in ihrem Kopf gelandet, da kannst du dir nicht helfen.

Während Gernot sich die Zähne putzt, läuft sie durch die Wohnung. Einmal, sie waren noch nicht lange ein Paar, sind sie gemeinsam durch den Tiergarten geschlendert, die Hand in der Gesäßtasche des anderen. Sie gingen Richtung Erdmännchen, Agnes' Lieblingstiere. Am Weg dorthin kamen sie an den Geparden vorbei. Auf einer Tafel war zu lesen, dass die Tiere in Kürze gefüttert würden, und sie sahen einen Gepard,

dessen Unruhe sein instinktives Wissen verriet, dass es Zeit war für sein Fressen. Wenn die keine Erdmännchen verfüttern, sollten wir weiter, sagte Gernot und zog sie vorbei am Geparden, der durch sein Gehege streifte wie Agnes jetzt durch ihre Wohnung.

Die Geäusche aus dem Badezimmer verraten, dass er in der Dusche das Wasser aufgedreht hat.



Mareks Handy vibriert, er holt es im Gehen aus der Hosentasche. Sergej fragt, was er macht. Marek stellt sich die Frage selbst, überlegt, was er antworten könnte. Wie aus dem Nichts steht jemand vor ihm, ein alter Mann.

Marek entschuldigt sich, und der Mann grinst und zwinkert ihm zu. Eine Geste, die Marek als *Kopf hoch!* liest und die ihn verblüfft, schließlich ist es keine stimmige Reaktion. So gut wie jeder andere alte Mensch in dieser Stadt, in den ein orientierungsloser 23-jähriger Teilzeitstudent hineinläuft, hätte eine Antwort wie *Passen Sie doch auf, wo Sie hinrennen!* parat. Dieser hier sagt aber kein Wort, sondern dreht sich um und schlenkert die Quellenstraße hinunter. Marek fragt sich, ob er den Mann möglicherweise schon einmal gesehen hat, ob er nicht der Mann vom Balkon gegenüber ist, erinnert sich dann aber an Sergejs Nachricht.

Sergej war es, der Marek von Beas Eltern erzählt hat. Vielleicht weiß er mehr über sie.

Seine Antwort dauert nur ein paar Sekunden:
Bea Wer?

War auf der Party von David. Groß, braune Haare, hellblaue Augen

Marek überlegt, was er noch über sie weiß. Dass sie arbeitet, Stunden reduzieren und ein Literaturstudium beginnen will, wird kaum hilfreich sein. Sie hatte ein Muttermal auf der rechten Wange. Weil er links von ihr saß, sah er es nur, wenn sie ihn anschaute.

Das Handy vibriert: *Die mit den toten Eltern ist Vera. Ist aber blond u hat keine blauen Augen glaub ich*

Vielleicht kann man ihre Haare als blond bezeichnen. Dunkelblond. Dass er sie eine Nacht lang bei einem falschen Namen genannt hat? Gut, man stellt sich nur einmal vor, und es kann vorkommen, dass man sich einen falschen Namen merkt. Aber dass ihre Augen nicht blau sein sollen. Er ist sicher, dass sie es waren. Die Erinnerung an die Mauritius-Postkarte mit dem hellblauen Meer.

Marek fragt Sergej, ob er Kontaktdaten von Bea/Vera hat.

Der verneint, kennt aber ihren Nachnamen: *Stalke sie halt im Netz.*

Diese Literatur der Unsicherheit ist die einzige zeitgemäße. Weil sie unserer wahnhaften Weltwahrnehmung entspricht. Wir werden dauernd überwacht, sind die ganze Zeit mit Blicken von außen konfrontiert. Deshalb sollten wir uns aufs Innerste konzentrieren, weil wir dort noch rätselhaft sein können. Ge-

nauso sollte es in den Büchern sein. Dass etwas unter der Oberfläche schimmert. Der Leser spürt, dass es eine verborgene Handlungsebene gibt, kann sie aber nicht benennen.

Der Horror für Schüler, die Inhaltsangaben verfassen sollen, hat Marek geantwortet.

Bea/Vera hob feierlich die Bierflasche: Trinken wir auf die letzten Tage der Inhaltsangabe!

Ein Partygast war zur Badewanne gekommen, um ein neues Getränk zu holen. Er hatte ihnen kurz zugehört und mit ungläubiger Miene gefragt, was sie da für einen Scheiß redeten.

Marek denkt daran, wie sie den Fragenden beide mit verächtlichen Blicken abgestraft haben. Aber worüber haben sie als Nächstes geredet? Marek versucht sich zu erinnern, aber nur unwichtige Details tauchen auf: wie sie streifenweise das Etikett von der Bierflasche herunterzog. Ihre weißen Sneakers, obwohl er nicht sicher ist, welche Marke es war.

Er sitzt am Laptop, vor den Suchergebnissen für Vera Rostan. Das ist sie nicht, war seine erste Reaktion. Aber je länger er sich Fotos von Vera Rostan ansieht, desto mehr Zweifel kommen ihm. Vor allem die Tatsache, dass diese Vera auch ein Muttermal auf der Wange hat, macht ihn stutzig. Ihr Fleck ist zwar links, aber das Bild könnte ja spiegelverkehrt sein. War Beas Muttermal nicht weiter unten? Auf jeden Fall ein seltsamer Zufall. Der Prozentsatz von Menschen mit Muttermalen auf

der Wange muss verschwindend gering sein. Unter 1 %, schätzt Marek.

Er kontaktiert David, der aber keine Hilfe ist, weil er weder eine Bea noch eine Vera kennt. Mareks Hinweis auf das Muttermal auf der Wange wird nur mit einem ratlosen Emoticon beantwortet.

Nein, Vera Rostan lebt in Lübeck, sagt Facebook.

Eine Bea Rostan gibt es nicht.

Die nächste Google-Suche verrät ihm, dass Menschen mit Muttermal auf der linken Wange oberflächlich sind, während ein Fleck auf der rechten Seite Bescheidenheit und Hilfsbereitschaft bedeutet. Könnte seine Erinnerung ihr Muttermal von links nach rechts geschoben haben. Ein harmloser Streich des Gedächtnisses. Oder nachträgliche Glorifizierung? Als er sieht, dass er sich auf der Seite mein.astrocenter.de befindet, klappt er den Laptop zu und wundert sich über seine vertrackten Gedankengänge. Beziehungsweise Suchverläufe.



Mirjam fragt den einen und die andere, aber niemand weiß was. Seit Wochen nichts von Gradec.

Erst fühlt es sich ohne seine Pedanterien ganz angenehm an. Es ist fast befreiend, wenn man Dinge behaupten kann, ohne befürchten zu müssen, dass man umgehend berichtigt wird. Sie können ungehemmt Halb- und Dreiviertelwahrheiten in die Welt setzen.

Doch schleichend bewegt sich das Pendel der Behauptungen von Halbwahrheit in Richtung Aberwitz. Chicana erzählt über neueste Entwicklungen in der Terrorismusbekämpfung: Ein Expertenteam hat recherchiert, wie man in der Vergangenheit mit dem Problem umgegangen ist. Dabei sind sie auf Lajos Kossuth gestoßen, den ungarischen Rebellen und Kämpfer gegen die k. u. k. Monarchie. Egal was die Staatsmacht damals angestellt hat, sie konnten seiner einfach nicht habhaft werden. Und wie haben sie das Problem gelöst? Weil sie ihn nicht erwischten, haben sie stattdessen eine Puppe hingerichtet, eine sogenannte Effigie. Der richtige Kossuth ist zwar erst über

vierzig Jahre später gestorben, aber die Angst war fürs erste überwunden. Interessante Herangehensweise, denkt sich das Expertenteam und gründet das *Institut der internationalen Organisation für Terrorismusbekämpfung In Effigie*, kurz IDIOTIE. Dort sind sie den ganzen Tag damit beschäftigt, Abbilder von sogenannten Gefährdern zu vergrößern, auszudrucken und auf Schaufensterpuppen zu kleben, denen sie dann die Köpfe abschlagen.

Chicanas Exkurs sorgt für ein paar Lacher. Als Pollo aber eines Tages behauptet, dass in all diesen Theorien über die Zunahme der Kondensstreifen am Himmel wohl irgendwie ein wahrer Kern steckt, sehnen sich die Ersten nach Gradecs Fähigkeit, solche Anwendungen mit messerscharfen Argumenten schleunigst niederzumetzeln.

Plenum. Alle sind da, außer Gradec. Bis jetzt ging es ohne ihn. Aber das ist der Augenblick, in dem er fehlen könnte. Neue Interventionen planen steht am Programm, und ohne Gradec fehlt der skeptische Geist. Man könnte denken, ohne Gradec würde jeder ungehemmt mit seinen eigenen Ideen hervorplatzen. Im Gegenteil. Jeder glaubt, sich nur lächerlich zu machen.

Unberechenbar, unfassbar, unbesiegbar bleiben ist ihr Credo. Sie müssen unkategorisierbar bleiben, in keine Schublade passen – nur so sind sie unauffindbar. Das

Wichtigste ist, dass wir im Anonymen agieren. Wenn wir immer nur gegen die Rechten gehen, hatte Gradec gemeint, werden sie uns bald den Antifa-Stempel aufdrücken und uns ganz schnell hochnehmen.

Ziel ist es, mit jeder Intervention völlig unerwartet zu bleiben. Dazu müssen sie ihren Radius so weit wie möglich abstecken, nicht nur thematisch, auch in ihrer Dringlichkeit sollen die Interventionen von verspielt bis krass reichen: Letzte Woche haben sie Graffiti vor Überwachungskameras gesprüht, davor hatten sie einen *Widerstands-Leitfaden* auf die Eingangstüren mehrerer Polizeistationen geklebt und ein paar Tage früher hatten sie sich über die neu ausgehängten Plakate der FPÖ hergemacht – ein kleiner Eingriff in den Schüttelreim-Slogan und schon stand man vor einer Perle des Adbustings ...

Nur durch unsere Unberechenbarkeit können wir das Gerüst des Status quo offenlegen und seine Schwächen zeigen, sagte Gradec.

Ein unangenehmer Nebeneffekt der ganzen Unberechenbarkeit: Niemand von ihnen weiß gerade mit Sicherheit, wo sie stehen. Wie es weitergehen soll, wohin sich die Gruppe ohne Gradec entwickelt – sollte er wirklich nicht zurückkommen.

Schließlich öffnet Pollo sein Visier: Wusstet ihr, dass der Zustand fehlender sozialer Ordnung eigentlich nicht Anarchie heißt, sondern Anomie? Der Anarchie-Begriff wird immer falsch verwendet.

So what?! fährt ihn Varizella an, unnötig gereizt. Was sollen wir mit der Info anfangen? Willst du dich jetzt einen Anomisten nennen?

Immerhin könntest du weiterhin das Kreis-A verwenden, sagt Aquamarina.

Anomist klingt definitiv lächerlich.

Oder schlüpfzig, sagt KokoRoschka. Anomist, kurz für anonymer Onanist.

Vereinzelt wird ein Lachen angedeutet. Das Gespräch ist dadurch wieder abgestorben.

Also ich sag jetzt mal, was mir so durch den Kopf geht, meldet sich Mirjam zu Wort. Ich finde, wir sollten was gegen die dauernde Gleichmacherei unternehmen. Wenn sie im Zug durchsagen, du sollst auffälliges Verhalten umgehend melden, wollen sie doch nur jede Abweichung unterbinden. Individualität brauchen wir hier nicht. Du schnäuzt dir die Nase gewöhnlich in Elefantenlautstärke? Tröööööött! Hör gefälligst auf damit! Du bräuchtest grade ein paar Cent, weil du die Geldtasche vergessen und einen Mordshunger hast, aber zu wenig Kleingeld eingesteckt? Hier wird nicht gebettelt! Du kannst nicht sitzen, läufst nervös durchs Abteil, weil, weil – dein bester Freund grad am offenen Herz operiert wird? Verdammt noch mal, was ist los mit dir, bist du ein Selbstmordattentäter?! Setz dich hin und verhalt dich endlich unauffällig!

Mirjams Redebeitrag wird schnell zum Nährboden für mögliche Interventionen. Parko überlegt laut: Wir

könnten gemeinsam um große Scheine betteln oder, direkter, die Passanten gleich nach ihren Bankdaten fragen.

Mirjam sieht sich und die anderen als trötende Elefantenhorde durch U-Bahn-Garnituren ziehen. Dem Vermummungsverbot trotzen, indem sie sich als ausgebrochene Zootiere verkleiden.

Da springt Varizella hoch und läuft durchs Zimmer. Einer ihrer Energieschübe, Crazy Varizella braucht Auslauf.

Okay, worum geht's uns? Definitiv nicht ums Rosinenpicken. Ob wir jetzt Anarchisten oder Anomisten sind, fuck it. Soweit ich das sehe, stehen wir vor einer Entscheidung. So weitermachen wie bisher oder raus aus der Deckung. Die Schwächen des Status quo offenlegen, das ist auf Dauer zu wenig. Für mich ist klar, dass wir giftiger werden müssen. Schluss mit den Kindeereien, ich soll irgendwelche Passanten um ihre Bankdaten anquatschen? No way, sorry, das ist zwei Minuten lang lustig, dann wird's lächerlich.

Varizella schleudert eine ins Gesicht geratene Dreadlock nach hinten.

Wir wollen den Status quo offenlegen, oder?

Sie zieht eine zerknüllte Zeitungsseite aus ihrer Hosentasche und streicht sie am Tisch glatt. Ein leicht verpixelter Kopf, Mirjam erkennt sofort, um wen es sich handelt. Um einen Nachtlokalbesitzer, der zwei arabischstämmige Männer vor die Tür werfen ließ, obwohl sie, wie Augenzeugen berichteten, nichts an-

gestellt hatten. Den Rauswurf hat der Lokalbesitzer noch mit Beiworten wie Kamelficker geschmückt, was die beiden Männer dann doch in Rage brachte. Was dann passierte, lässt sich nicht sicher sagen, nur dass die beiden Araber mit Nasen- und Rippenbrüchen ins AKH eingeliefert wurden. Der Fall war ein, zwei Tage lang von den Medien durchgekaut worden, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit hat sich aber bald dem nächsten Missstand zugewandt.

Das ist der Status quo, sagt Varizella und tippt auf den Zeitungsartikel. Und den heißt es zu bekämpfen. Aber nicht mit kindischen Interventionen, sondern mit handfesten Antworten.

Varizellas Zorn auf die faschistischen Auswüchse – Gradec ist immer Vermittler gewesen, hat mit seiner Bedachtheit die zwei Pole, die sich in der Gruppe zeigen, zusammengehalten.

Also, ich habe einen Plan, wie wir es diesem Naziwichser heimzahlen. Ich habe in den letzten Tagen das Lokal ausgekundschaftet. Wir schlagen zu, wenn er zusperrt. Was haltet ihr davon? Wer ist dabei?

Mirjam sieht in die Runde. Zögernde, verunsicherte Mienen. Was keiner sagt, aber jeder denkt: Wohin entwickelt sich die Gruppe ohne Gradec? Geht's doch nicht ohne ihn?



Er weiß nicht, weshalb er die Tür geöffnet hat. Dem Blick durch den Türspion war ein Gefühl der Abwehr gefolgt. Trotzdem war seine Hand zum Schlüssel gefahren, als würde sie von jemand anderem gelenkt, hat die Tür aufgeschlossen, die Klinke gedrückt.

Es ist existentiell, die Triebfeder des Feindes zu verstehen, um ihm einen Schritt voraus zu sein.

Feind ist natürlich übertrieben. Die Nachbarin ist nicht der internationale Imperialismus. Aber ihre Triebfeder interessiert Zerai. Er ahnt, dass der Antrieb dieser jungen Frau stark ist. Zum dritten Mal steht sie vor seiner Tür. Sie hat sich an irgendetwas festgebissen und wird nicht so schnell loslassen. Er sollte herausfinden, woran sie sich festgebissen hat. Zur eigenen Sicherheit.

Ja, seinem Ausschlag geht es schon besser, vielen Dank. Er bittet sie in die Wohnung, was sie sichtlich überrascht. Eine angemessene Taktik. In Sicherheit wägen, nur so entlockt man Geheimnisse.

Zerai ist im Vorteil. Er entstammt einem Volk, das

gelernt hat, seine Miene unter Kontrolle zu haben. Während sie für ihn ein offenes Buch ist. Eine Handvoll allgemeine Fragen, nicht zu persönlich: Ach, sie ist wirklich Ärztin, im Krankenhaus? Ja, seit ein paar Monaten an der Abteilung für Innere Medizin. Lachend: Ja, ich seh jung aus. Aber ich habe auch recht zügig studiert.

Was sie trinken mag, sie entscheidet sich für Tee: Ich vertrage Kaffee nicht mehr so gut, habe eine Zeitlang einfach zu viel davon getrunken, sagt sie mit einem traurigen Lächeln.

Zerai horcht auf. Genau die gleichen Worte, nur auf Albanisch. Die Worte Dritas, der Aufnahmeleiterin.

Ist Ihnen nicht gut?

Das war es mit seiner Kontrolle. Eine Allerweltsphrase über Kaffeekonsum und er verliert die Beherrschung. Mit einem Mal steht die ganze Szene wieder vor ihm. Drita, die vor über dreißig Jahren, in den letzten Tagen der Normalität, sagte, dass sie zu viel Kaffee getrunken habe.

Was bist du denn für eine Albanerin? hatte Zef gelacht. Ich fürchte, du bist schon zu lange im Auslandsradio. *Ich vertrage Kaffee nicht so gut!* Hörst dich an wie eine Deutsche.

Woher will er wissen, wie sich eine Deutsche anhört, hatte Zerai damals gedacht und seinen Ärger über den ewigen Spaßvogel Zef versteckt, indem er in die alte Olivetti reinhämmerte. Kannte Zef denn

jemanden aus Deutschland? Ja, einen. Jürgen, der ein paarmal in die Abteilung gekommen war, um Nachrichten einzusprechen. Der deutsche Kommunist Jürgen. Aber der war so Volk-Partei-Staat, man hätte eine zentimeterdicke Schicht an Marxismus-Leninismus abkratzen müssen, bis das Deutsche zu sehen gewesen wäre.

Soll vorkommen, dass jemand keinen Kaffee mag, warf Zerai ein.

Soll ich dir einen mitnehmen, Illir?

Lass mal, ich hatte gerade einen.

Ich überlege ernsthaft, in die italienische Abteilung zu wechseln. Da wird wenigstens noch Wert auf Kaffeepausen gelegt. So was von deutsch hier.

Na, wenn dein Italienisch besser ist als dein Deutsch, nichts wie rüber mit dir, witzelte Drita.

Die Latte liegt nicht sehr hoch, sagte Zerai auf Deutsch.

Bitte was? fragte Zef.

Ich hab gesagt, na schön, nimm mir einen Kaffee mit, con latte.

Ist das Italienisch? fragte Zef grinsend. Ich nehm dir einfach einen Kaffee mit Milch mit. Und du, Drita, immer noch nicht?

Konzentrier dich, Zerai. Zurück ins Hier und Jetzt. Die Nachbarin hat zuviel Kaffee getrunken. Was sagt dir das. Dass sie vermutlich eine schwierige Lebensphase hinter sich hat. Sie scheint eine karriere-

bewusste, junge Frau zu sein. Am Ende ist sie wirklich schon Ärztin.

In Sicherheit wiegen. Die Füße hochgelagert lässt er sie die Ärztin mimen.



Willst du mich verarschen?

Seine Selbstverständlichkeit verblüfft sie.

Ich muss die Energie loswerden, sagt Gernot. Sonst bin ich ab drei in der Früh hellwach.

Vielleicht solltest du Bäcker werden, denkt sie, sagt aber nichts. Er erzählt weiter und sie hört sprachlos zu: Ein Kollege hat ihm von diesem Tanzclub erzählt. Verschiedene Standardtänze, hauptsächlich Salsa. Alles Leute, die gern und gut tanzen. Zwanglos, man kann auch allein hin, wechselnde Tanzpartner.

Über die Firma ist Gernot für ein paar Tage in Basel gewesen und mit der Erkenntnis heimgekommen, wie beruhigend Tanzen auf ihn wirkt. Jemand hat ihm in Basel einen Flyer zugesteckt, auf dem ein Tanzkurs beworben wurde. Weil er am ersten Abend nichts Besseres zu tun hatte, ist er einfach hingegangen. Und dann jeden weiteren Abend. Und das will er jetzt in Wien offensichtlich fortsetzen.

Bis kürzlich hat sich noch das Trinken bis in die Morgenstunden und nicht das Tanzen als Einschlafhilfe

bewährt.

Ich kann mich schwer jeden Tag unter den Tisch saufen.

Schon gut. Aber wenn du um Mitternacht alleine tanzen gehst, entschuldige, da stellen sich mir schon Fragen.

Glaubst du, das ist ein Puff? Das ist ein ganz normales Tanzlokal. In der Stadt gibt's genug Leute, die nachts nicht schlafen können. Verstehst du, ich hab so viel Energie.

Aber woher denn? überlegt sie. Wo bitte ist ihr Energieanteil? Hat sie überhaupt einen, oder verpufft er einfach, sobald sie aus dem Krankenhaus rausgeht?

Was sie sagt, ist: Ich verstehe immer noch nicht, weshalb du nicht laufen gehst. Oder eine Stunde auf den Hometrainer. Wäre alles weniger Aufwand.

Hab ich ja alles versucht. Es geht weniger ums Auspowern als ums Runterkommen. Ich hab einfach festgestellt, dass mich Tanzen beruhigt. Dann komm ich wenigstens auf vier, fünf Stunden Schlaf.

Agnes versteht bis heute nicht, wie ein Körper mit so wenig Schlaf auskommen kann. Nicht einmal als Ärztin. Sie hat versucht, so lange wie Gernot aufzubleiben. Hat Kaffee getrunken, bis sie zu zittern anfing und der Magen protestierte. Frau Doktor, du weißt, was das Koffein mit dir macht. Adrenalin und Dopamin-Wettschütten, Blutgefäße, die sich da verengen, dort weiten, Hemmung der Adenosinrezeptoren, kompetitiv und so weiter und so fort. Frau Doktor, du weißt, wie

sich Schlafmangel auswirkt. Kognitive Fähigkeiten, die in den Keller wandern. Cortisolausschüttung. Depressionen, Angstzustände, akute Belastungsreaktionen, Konzentrationsausfälle. Nur einen Moment die Augen schließen am Lenkrad, wird schon nichts passieren und – *exitus letalis*.

Trotzdem, Frau Doktor blieb wach. Und wenn sie es geschafft hatte mit Gernot aufzubleiben, kam sie in der Früh nicht hoch. Sie hörte ihn in der Küche, konnte den Kopf gerade so weit heben, um *Kaffee bitte!* zu rufen. Dann sank sie wieder aufs Kissen und in den Schlaf. Bis sie aufgestanden war, war der Kaffee kalt.

Ich will da auch mal hin, überrumpelt sie sich selbst. Agnes, der Tanzmuffel. Sie hat es gesagt, jetzt will sie keinen Rückzieher machen. Agnes hält seinem Blick stand, ja, sie will mitgehen zum Tanzen.

Sicher, komm mit. Wird ein Spaß. Auch wenn du dir das vermutlich spannender vorstellst. Schweißdurchtränkte Latinos, hm?

Er zieht Agnes zu sich und verleitet sie zu ein paar Tanzschritten.

Stellst du mir dann auch deine heißen Tanzmäuse vor?

Er grinst, schiebt sein Becken an ihres und drückt ihr einen Kuss auf den Hals.

Das ist also Salsa?



Als die Party am Müdewerden war, gab es ein unbea(!)bsichtigt wirkendes Streichen über seinen Unterarm.

Unter der Oberfläche ist also eine Handlung, die der Leser eher spürt, als dass er sie benennen kann. Das hat ja schon paranoide Züge, hatte Marek festgestellt, und ihm war ein Name dafür eingefallen: Paranoia-Prosa könnte man die Literatur nennen.

Vera/Bea lachte: Klingt gut. Paranoia-Prosa.

Dann war da eine Hand, die ein paar Augenblicke auf seinem Oberschenkel lag, schließlich ein sanfter Druck auf sein Knie.

Heute sollte nur mehr Paranoia-Prosa geschrieben werden, überlegte sie.

Am Weg zur Party hatte er einen Joint geraucht und Marek merkte, wie das Bier ihm zusetzte. Er überließ das Reden Vera/Bea, konzentrierte sich darauf, witzige Zwischenbemerkungen zur rechten Zeit einzustreuen. Ganz am Ende der Party beugte sie sich zu ihm, sie strich ihre blonden (oder dunkelblonden) Haare hinter Ohr und flüsterte ihm zu, dass sie ihn toll finde.

Dann küsste sie ihn auf die Wange, die Stelle vor dem Ohr. Sie stand auf, er machte es ihr nach. Taumelte. Er war zu betrunken, um noch irgendetwas zu unternehmen, hauptsächlich darauf bedacht, seinen Blick zu fokussieren. Vera/Bea strich ihm über den Arm, sagte *Man sieht sich* und ging.

Nüchtern betrachtet war es das. Mehr ist nicht passiert. Marek hat sie gehen lassen, ohne sie zu fragen, wann sie sich wiedersehen würden. Nicht einmal nach ihrer Telefonnummer hat er gefragt. Oder wie sie jetzt genau heiße: Vera, oder doch Bea?

Marek läuft durch die Gänge der Hauptbücherei. Er möchte den Schriftsteller finden, von dem Vera/Bea ihm erzählt hat. Er stellt sich vor, wie Vera/Bea vor dem Regal steht, das Buch herauszieht. Er nimmt es ihr aus der Hand, liest die ersten paar Zeilen: Ja, das ist wirklich grandiose Literatur. *Paranoia-Prosa at its best*, würde er ihr mit seiner Büchereistimme zuflüstern. Nur der Name müsste Marek einfallen. Aber er erinnert sich nicht. Eigentlich weiß er nur, dass es ein Mann war. Ein Amerikaner? Zu wenige Anhaltspunkte, ein vergebliches Streunen entlang der Regale. Der Schriftsteller verbirgt sich vor ihm. Vera/Bea mit ihm.

Vielleicht kann er den Autor über sein Thema ausfindig machen. Marek geht in die Psychologie-Abteilung, wo er nach Büchern über Paranoia sucht. Wenn er Personenregister durchblättert –

Aber war die Paranoia wirklich Thema in den Büchern, meinte Vera/Bea nicht eher, sie erweckten ein Gefühl *wie* Paranoia? Was heißen würde, dass es inhaltlich nicht notwendigerweise um Verfolgungswahn gehen müsste. Er selbst hat den Begriff Paranoia-Prosa vorgeschlagen und ist sich jetzt nicht mehr so sicher, ob Vera/Bea überhaupt von Paranoia geredet hat. Legt er ihr im Nachhinein etwas in den Mund?

Immerhin finden sich zwei neue Punkte für die *Pet Hates*-Liste:

71 Menschen, die einen Handyklingelton heruntergeladen haben, ihn dann nicht wiedererkennen und es daher eine halbe Ewigkeit klingeln lassen [noch hassenswerter an Orten, wo Handyverbot besteht]

72 Menschen, die sachlich vorgetragene Kritik an Verhalten 71 mit unsachlicher Aggression erwidern



18

Mirjam öffnet die Tür und ist überrascht. Sie kennt das Gesicht, doch dann auch wieder nicht. Eindeutig Anja, aber was die Zeit mit ihrem Gesicht angestellt hat! Rund ist es geworden und um die Augen hat es tiefe Falten.

Anja kommt nicht rein. In die Wohnung kommt sie mir nicht, hatte sich Mirjam gesagt. Aber da hat sie noch nicht gewusst, dass Anja auf einmal vor der Tür stehen wird. Sie hat vor einer Stunde angerufen, dass sie jetzt in Wien sei. Mirjam hat vorgeschlagen, sich in der Stadt zu treffen. Blöd nur, dass Anja von irgendwoher ihre Adresse hatte. Sie sagte: Ich komm zu dir und legte einfach auf, bevor Mirjam abwehren konnte.

Anja kommt nicht rein – klang darauf schon ein wenig hilflos. Und jetzt, was soll man schon machen: Komm rein.

Anjas Blick, als sie die Wohnung sieht. Nicht gerade Naserümpfen, trotzdem würde Mirjam sie am liebsten rauswerfen. Anja zieht die Mundwinkel nach oben, darauf bedacht, dass ihr Lächeln nicht abstirbt, die Mundwinkel sollen sagen: Endlich sehe ich mal die Wohnung

meiner kleinen Schwester. Die Augenbrauen wandern hoch, sollen sagen: Hier wohnst du also.

Als würde sie sich den Blick der Schwester ausleihen, springen auch Mirjam Details an, die ihr Auge zu übersehen gelernt hat: die Gläser mit eingetrocknetem Rotwein am Tisch; die umliegende Bröselkolonie. Am Boden der Haufen aus *Tatblatt*, *Umverteilung* und Pizzaschachteln, auf denen seit Tagen der halbvolle Aschenbecher thront. Daneben der Fleck, als ihr der Topf voller Spaghetti runtergefallen ist, ist ewig her. Und an der Wand das Antifa-Plakat, dessen oberes Drittel nach unten hängt, weil die Klebestreifen nicht mehr halten. Wie lange es schon so hängt, oberes Drittel und nicht einen Zentimeter weiter. In meiner Wohnung lass ich keine Schwerkraft gelten, denkt Mirjam.

Anja zieht eine Packung American Spirit aus der Jackentasche: Willst du auch eine?

Eine Gelegenheit, die etwas steife Situation aufzubrechen. Mirjam holt den Aschenbecher von seinem Thron und stellt sich neben die Schwester. Sie stehen rauchend nebeneinander, die Ältere mit Aschenbecher in der Hand. Eine Weile stehen sie so.

Dann geht Mirjam zum Kühlschrank, öffnet ihn und sieht sich einer kläglichen Getränkeauswahl gegenüber. Sie erinnert sich, dass noch etwas Rotwein übrig ist. Genug für uns beide.

Sie kommt mit zwei Gläsern zu Anja zurück, die immer noch abwartend dasteht.

Mirjam hebt ihr Glas und sagt: Schön dich zu sehen.

Und das ist nicht einmal gelogen. In Anjas ersten Blick auf die Wohnung hatte sie zu viel reininterpretiert. Die Anspannung, schließlich haben sie sich lange nicht gesehen. Jetzt ist da keine Überheblichkeit. Die abgelebte Wohnung scheint Anja egal zu sein, in Gedanken versunken nippt sie am Wein.

Mirjam möchte mit ihrer Schwester weder über ihre Zeit in Berlin oder Wien noch über Anjas Leben in Köln reden. Sie weiß, dass es da keine Berührungspunkte gibt. Also nichts wie hin zum gemeinsamen Nenner. Sie setzen sich an den Tisch, Weingläserflecken und Bröselkolonie sind egal.

Anja bietet ihrer Schwester eine weitere Zigarette an.

Erinnerst du dich an die Krise, als du draufgekommen bist, dass ich Kippen von dir klaue?

Anja lächelt: Klar.

Dabei ist es lange gut gegangen. Erst als ich auch für Betty welche beiseitegeschafft habe, ist dir was aufgefallen.

Anscheinend hatte ich meinen Kopf woanders. Aber danach hat sich das fast zum Tick entwickelt. Bis heute kann ich dir jederzeit sagen, wie viele Zigaretten in meiner Packung sind. Vielleicht auch, weil Tim ins Alter kommt, in dem Jungs zu rauchen anfangen. Ich will nicht noch jemanden auf den Geschmack bringen.

Mirjam rechnet kurz nach. Tim ist dreizehn.

Also, wie viele Zigaretten sind in der Schachtel?

Anja übergeht die Frage, sagt stattdessen: zwei pubertierende Mädchen in einem Zimmer. Fast ein Wunder, dass wir uns nicht die Augen ausgekratzt haben.

Wir waren manchmal nah dran.

Mirjam dämpft ihre Zigarette aus und sagt: Gefühlt warst du im Wochentakt in einen anderen verknallt.

Woher willst du denn das wissen? Und sag jetzt nicht, dass du mein Tagebuch gelesen hast.

Plötzlich erinnert sich Mirjam, wie das damals gewesen ist: Sie hatte ein Rumpeln aus dem Zimmer gehört, war neugierig geworden und hatte die Tür geöffnet. Warum nicht, war ja genauso ihr Zimmer. Sie sah Anja mit zerzausten Haaren am Boden neben der Schlafcouch liegen, unter ihr ein Junge aus Anjas Klasse. Wie war der überhaupt in die Wohnung gekommen? Der Junge grinste sie blöd an, Anja sprang hoch, wischte sich die Haare aus dem Gesicht und war schon bei der Tür: Sag's bloß nicht Mama, ja? Ja.

Anja wieder: Sag nichts. Will gar nicht wissen, ob du in meinem Tagebuch geschnüffelt hast.

Mama hat das schon mitgekriegt. Weißt du noch: Reicht, dass ich auf deinen Vater reingefallen bin, Mädels. Sei du mal klüger!

Hat sie den Spruch auch bei dir benutzt, wie ich ausgezogen war? Oder war der für mich reserviert?

Wenn sie sich nur wegen den Jungs hätte sorgen müssen ...

Anja schmunzelt: Im Vergleich zur kleinen Punkschwester war ich sicher harmlos.

Als der Rotwein leer ist, versucht Mirjam es noch mal mit dem Kühlschranks. Sie zieht die zwei Bierdosen heraus und lässt den Kopfsalat, den sie seit einer Woche essen will, dem sie aber letztlich nur beim Verwelken zusieht, allein zurück. Dem Besuch will sie nicht die Dose auf den Tisch knallen, ein Glas wird sich wohl finden lassen. Als ihre Schwester sieht, dass Mirjam Bier in einen Glaskrug kippt, meint sie: Aber nur einen Schluck. Ich muss dann gleich wieder.

Mirjam fragt sich, was Anja denn muss. Sie ist in Wien, allein. Will sie zum Stephansdom? Eine Runde mit dem Riesenrad drehen? Ach was, sie wissen beide, weshalb Anja in Wien ist. Keineswegs um die Zeitmaschine anzuwerfen, die sie nach Euskirchen im Jahre Schnee entführen soll. Es geht nicht darum, Pferdeschwanz-Mirjam und Dauerwellen-Anja, die Ja-ja-Schwestern, heraufzubeschwören.

Mirjam raucht eine weitere American Spirit. Anja trinkt ihr Bier, zwar in kleinen Zügen, aber sie lässt das Glas kaum los. Die Finger tappen abwechselnd gegen den Henkel oder sie fahren über den Schriftzug. Mit einem ordentlichen Schluck erledigt sie den letzten Rest, stellt das Glas ab und sagt, sie werde dann wieder losziehen.

Als sie aufsteht, kommt endlich der Moment, um den es eigentlich die ganze Zeit geht. Anja zieht aus

ihrer Jackentasche einen Zettel, legt ihn auf den Tisch und sagt: Ich weiß ja, dass du mit Bürokratie und so nicht kannst. Deshalb hab ich das alles organisiert, du musst nur hingehen, okay?

Mirjam sieht den gefalteten Zettel an, lässt ihn aber liegen: Wann ist der Termin?

Ich dachte, wenn ich dir schreibe oder wenn ich dich anrufe, ignorierst du das vielleicht.

Ach Quatsch, sagt Mirjam.

Das ist jetzt aber gelogen.



Ein intensiver Geruch nach Putzmittel quält Agnes' Nase. Sie hat aus Zerais körperlichem Zustand fehlerhafte Rückschlüsse gezogen, hat geglaubt, dass auch seine Wohnung verwahrlost sein würde. Im Gegenteil, sie ist sauber, sehr sauber sogar. Er trägt ein anderes Hemd als zuletzt, er scheint auch die Körperhygiene nicht zu vernachlässigen – was gegen Scabies spricht. Sie sieht sich den Unterarm an. Die Haut wirkt wie wundgescheuert: Sie sollten die Salbe wirklich regelmäßig auftragen, sonst zieht sich die Heilung in die Länge, Herr Zerai.

Sein Familienname ist ungewöhnlich, kommt ganz ohne Endung auf -ic aus. Er klingt so gar nicht nach Ex-Jugoslawien.

Mir gefällt Ihr Name. Illir Zerai, hat einen wunderschönen Klang.

Zerai blickt sie durchdringend an. Sie glaubt, dass er ihre Anmerkung übergeht, da sagt er: In meiner Generation erhielten viele Kinder illyrische Namen. Illir ist nicht besonders ausgefallen.

Die Illyrer ... ich fürchte, da müssen Sie mir weiterhelfen. Ich weiß nicht viel mehr, als dass das ein antikes Volk war, in Südeuropa?

Es ist etwas kompliziert.

Zerai zieht seine Hand weg und geht zum Fenster.

Agnes sieht sich verstohlen im Zimmer um. Sie hat das Gefühl, in einem Filmset zu stehen. Mit einem Mal fällt ihr auf, weshalb. Es ist ein Fehlen. Nirgends sind Bilder oder Fotografien, keinerlei Erinnerungsstücke. Ganz so, als käme Zerai aus dem Nichts. Und Zerai kommt ihr auf einmal vor wie ein Schauspieler, der für sie den alten Immigranten gibt und sich dabei extra anstrengen muss, weil die Setdesigner zu faul oder einfach unfähig waren, glaubwürdige Balkan-Memorabilia zu besorgen.

Sie hört Zerai, der weiterhin aus dem Fenster blickt, sagen: Das albanische Volk geht auf illyrische Stämme zurück.

Aus Albanien ist er also. Und Agnes muss sich eingestehen, dass sie über Albanien nicht sehr viel mehr weiß als über die Illyrer.



Er schmiert eine Heilsalbe auf die roten Stellen an seinem Unterarm. *Seine* Salbe. Glaubt sie wirklich, er würde ihr das glauben? Wie alt ist sie? Höchstens Mitte zwanzig. Und da soll sie schon ausgebildete Ärztin sein? Wahrscheinlich eine Medizinstudentin, die sich gern wichtigmacht. Oder eine Krankenschwester. Wenn überhaupt. Was will sie von ihm, hat sie etwas gesehen? Hat sie eine seiner privaten Parolen zu Gesicht bekommen?

Zerai geht ein weiteres Mal zur Stehlampe, hält den Arm unter das Licht und sieht genau nach. Als hätte es unter der Haut gebrannt, haben sich am Handgelenk Blasen gebildet. Die roten Stellen glänzen unter der Salbe, und kurz ist ihm, als sehe er etwas Schwarzes. Einen Buchstaben?

Weshalb hat ihn die Nachbarin ein weiteres Mal angesprochen? Sie muss etwas gesehen haben, weshalb wäre sie sonst dermaßen hartnäckig?

Eine Zeitlang starrt er auf sein Handgelenk, kann jedoch nichts Ungewöhnliches erkennen. Aber kann

er seinen Augen überhaupt noch trauen? Es ist spät, er sollte schlafen. Er bräuchte einen langen, erholsamen Schlaf, um wieder klar denken zu können. Das liegt am Alter, es ist allgemein bekannt, dass man im Alter nicht mehr gut schläft. Allerdings weiß er, es gibt noch andere Gründe. Einerseits die düsteren Träume, die ihn neuerdings heimsuchen. Andererseits weil die unter die Haut geschriebenen Parolen vor ihm erscheinen, kaum schließt er die Augen.

Er setzt sich an den Tisch, versucht für eine Weile nicht an den Ausschlag zu denken, nicht an seine so lange geheim gehaltenen Notizen. Wenn er die Fakten, nur die Fakten berücksichtigt: eine junge Frau, die in der Nebenwohnung wohnt, mit einem Mann, vermutlich ihrem Ehemann. Wallner heißt sie mit Familiennamen, das verrät das Klingelschild. Ihre Arbeit, *punë*? Und hier muss er schon auf ihre eigenen, schwer zu überprüfenden Angaben zurückgreifen. (*Unter aufmerksamer Beobachtung aller Aspekte äußert Genosse Enver Hoxha seine Zweifel ...*) Er sollte achtsam sein. (*Die Partei ist wachsam ...*) Sei auch du wachsam. So funktioniert es, seit jeher. Jedem die ihm zugeteilte Rolle. Und wenn er ausbricht, wenn er sich seine eigenen Gedanken macht oder gar so weit geht, etwas gegen die als allgemeingültig ausgegebenen Wahrheiten vorzubringen ...

Andererseits, was ist ihre Rolle in dieser ganzen Angelegenheit? *Die Nachbarin ist wachsam. Sie weiß Bescheid.* Spielt sie den *vëzhgues*, beobachtet sie mein

Verhalten, meine Äußerungen? Weiß sie? Und wenn sie weiß, was wird sie tun? Er fühlt sich unwohl. Ein ähnliches Gefühl wie damals. Als sie ihn ins Büro des Direktors zitierten. Neben dem Direktor des Auslandsradios saß ein Mann, den er nicht kannte. Keine Sigurimi, war Zerais erster Gedanke. Der Anzug entsprach nicht dem Sigurimi-Schnitt.

Der Direktor erklärte dem Unbekannten, dass sie im Radio in 22 Sprachen über die Erfolge des albanischen Volks und die Ideen des wahren Sozialismus berichteten. Der Mann war in Zerais Alter, Anfang dreißig. Auf den ersten Blick konnte man meinen, er sei kurz davor einzunicken. Er war blass, seine Augenlider hingen müde herab, sein Lächeln war kraftlos. Aber nein, der Mann war nicht müde. Zerai kannte diesen Gesichtsausdruck. Es war die Herablassung des Kaders. Zerai war sich sicher, vor einem Mann mit besonderen Befugnissen zu stehen, einem Beamten von Volk-Partei-Staat.

Der Beamte nickte in Zerais Richtung: Genosse, treten Sie näher!

Zerai setzte sich, die beiden Männer saßen ihm gegenüber.

Herr Zerai arbeitet in der deutschen Abteilung, erklärte der Direktor: Er ist zuständig für Übersetzungen ins Deutsche und ist Nachrichtensprecher.

Zerai fragte sich, von welcher Dienststelle der Mann kam. Der Direktor half ihm nicht weiter; anstatt den Mann vorzustellen, redete er über das Auslandsradio.

Über die verschiedenen Abteilungen und die Wichtigkeit, die Ideen des ersten Kommissars des Zentralkomitees weltweit zu verbreiten. Der Blick des Beamten ruhte auf Zerai, der damit beschäftigt war, die aufkommende Nervosität zu verbergen. Er konzentrierte sich auf das Gespräch und versuchte einen Satz nicht zu denken, der sich penetrant in den Vordergrund schieben wollte: *Enver Hoxha ist wahnsinnig*. Zerai versuchte den Ausführungen des Direktors zu folgen, aber glaubte zu hören, was der Direktor *nicht* sagte: Wir wissen, dass sich in Ihrem Kopf gefährliche Gedanken befinden. Und die darauffolgende gefürchtete Formel: Im Namen des Volkes, du bist verhaftet!

Stattdessen sagte der Direktor: Nun aber zum Anliegen, weshalb ich Sie herziert habe. Bislang war Herr Drini für die Betreuung internationaler Besucher zuständig. Da Zef Drini nicht länger Teil der deutschen Abteilung ist (er sagte nicht, *wo* sich Drini befand), habe ich eine Aufgabe, die ich in Ihre Hände legen möchte.

Der Beamte ergriff das Wort: Am 27. wird ein österreichischer Journalist die Hauptstadt besuchen. Sie begleiten unseren Agrarexperten ins Hotel Dajti, wo Sie als Dolmetscher fungieren werden. Der Agrar-experte wird Antworten zur erfolgreichen Planwirtschaft Albaniens geben.

Das Dajti. Das beste Hotel Tiranas. Schauplatz von Legenden, die unter vorgehaltener Hand die Runde machten. Das Hotel, das alles hört. Im Dajti waren die

Staatsgäste untergebracht. Jeder wusste, dass es im Dajti nur so von Spitzeln wimmelte. Zerai hatte es noch nie betreten.

Die Blicke der Männer auf der anderen Seite des Tisches kreuzten sich.

Sie wissen ja wohl –, begann der Direktor.

Es ist nicht erlaubt, auf eins der Zimmer zu gehen, präzisierte der Beamte: Sie bleiben mit dem Agrarexperten in der Bar.



Vor zwei Wochen ist der Primar Dr. Widmann in sie hineingelaufen: Sie suche ich.

Gemeinsam wandelten sie wie Spaziergänger den Stationsflur entlang. Nachdem er sich erkundigt hatte, wie es ihr auf der Internen erging, begann der Primar seine Philosophie zu erläutern: Ein Krankenhaus sei ein Unternehmen wie viele andere, nur dass wirklich der Mensch im Zentrum stehe, mit all seinen physiologischen Unzulänglichkeiten. Als Primarius sei er nun der Kosten- und Leistungsverantwortliche, der sicherzustellen habe, dass die Zahnräder perfekt ineinandergreifen würden.

Dr. Widmann blieb stehen und sah sie über seine Brillengläser an: Damit wir wissen, wo Sie stehen, möchte ich also Ihre Leistung evaluieren. Dass Sie medizinisch auf dem neuesten Stand sind, steht ja außer Zweifel. Aber wie läuft es im Team? Sie sagen natürlich, dass alles perfekt ist. Was keineswegs bezweifelt werden soll, Frau Doktor, aber vielsagend ist immer der Blick von außen. Es gibt da eine Form der Leistungsanalyse,

die aus der Fachkräfteentwicklung stammt. Kennen Sie das 360-Grad-Feedback?

Agnes schüttelte den Kopf. Der Primar nahm den Wandelgang wieder auf, jetzt in die Gegenrichtung.

Dabei handelt es sich um eine Methode, die die Leistung von Mitarbeitern mittels Fragebogen so objektiv wie nur möglich analysiert. Anonym, versteht sich. Und was besonders ist: Alle machen mit, egal in welcher Position sie sich befinden. Deshalb 360 Grad. Das Ergebnis gibt Ihnen Aufschlüsse, auf welchem Gebiet Handlungsbedarf besteht. Wo Sie sich optimieren können.

Zwei Wochen sind inzwischen vergangen. Die Feedbackbögen sollten längst ausgefüllt sein. Trotzdem ist noch niemand gekommen mit einer Liste ihrer Defizite. Aber es wird sich auch niemand die Finger schmutzig machen. Anonym wird nicht nur das Ausfüllen des Fragebogens sein, sondern auch die Übermittlung ihrer Schwachstellen. Auf einem Blatt Papier, das sie in ihrem Mitarbeiterfach finden wird.

Agnes muss an Albanien denken. Sie hat sich online schlau gemacht, seit sie mit Zerai gesprochen hat. Viel war die Rede vom Spitzelwesen, von der Geheimpolizei, Sigurimi genannt. Sie hat von Schätzungen gelesen, dass jeder Fünfte kollaborierte. Quasi staatsübergreifendes 360-Grad-Feedback.

Es würde sie interessieren, auf welcher Seite Zerai stand. So seltsam, wie er sich manchmal benimmt,

seine einsilbigen, oft ausweichenden Antworten – wenn er überhaupt mal etwas sagt. Er muss schlimme Dinge erlebt haben, so viel ist sicher. Folter? War er vielleicht ein Dissident?



Das Dajti lag wie ein schlafender Koloss hinter mickrigen Tannen. Selbst wenn er schlief, war der Koloss übermächtig. Man wusste, dass er jederzeit aufwachen konnte.

An der Seite des Agrarexperten betrat Zerai das Hotel und fand sich in einer lichtdurchfluteten Halle gigantischen Ausmaßes wieder. Sie gingen an der Rezeption vorbei, der Portier tat, als würde er sie nicht bemerken. Dabei war es ein offenes Geheimnis, dass er für die Sigurimi arbeitete. Als Personalunion aus Portier und operativem Mitarbeiter der Staatssicherheit hatte er ihre Ankunft mehr als nur wahrgenommen.

Genau vor ihnen führte eine Stiege in den oberen Stock, zu den Zimmern. Sie bogen auf den roten Teppich, der die Halle der Länge nach querte und sie von der Stiege wegleitete. Zerai folgte dem Agrarexperten, der offensichtlich nicht zum ersten Mal im Dajti war, und prüfte seine Umgebung unauffällig. Den glänzenden Marmor. Die Hängelampen, die ein bisschen an gigantische Teegläser erinnerten. Die kantigen Säulen,

vor jeder ein Lehnstuhl. Die Stühle waren unregelmäßig besetzt.

Vor der Bar standen drei Männer, in ein sich dröge dahinziehendes Gespräch verwickelt. Einer von ihnen, ein kräftig gebauter Kerl mit finsterem Blick, musterte die Ankommenden kurz, wandte sich dann an seine Gesprächspartner und sagte mit erhobener Stimme: Natürlich, so ist es.

Der österreichische Journalist war schon da. Er saß an einem Tisch, vor sich ein Glas Kognak. Hier schenkte man sicher einen Skanderbeg aus und nicht das Iliria-Zeug. Zerai war versucht, mit einem Fingerzeig auf das Glas des Österreichers das Gleiche zu bestellen. Ob die Kellnerin ihm auch den guten Kognak gebracht hätte? Er begnügte sich aber mit einem Kaffee. Das hier war Arbeit und verlangte professionelles Auftreten. Zerai wiederholte innerlich sein Ziel: Es geht darum, nicht nur ungeschoren aus der Sache herauszukommen, sondern mit einem Vorteil.

Die Arbeit erwies sich als Kinderspiel: Der Agrar-experte referierte über Produktionsvorgaben und Ressourcen, wobei er Zahlen ausließ, aber mit Begrifflichkeiten nicht geizte. *Ausnutzung der Kapazitäten, technische Entwicklung, Produktionssicherheit.* Zerai hatte sich auf das Treffen nicht vorbereiten müssen, das Vokabular kannte er aus unzähligen Reden, die er übersetzt hatte. Auf deutsch erzählte er dem Journalisten von den Oliven- und Orangenplantagen oder von

der Trockenlegung des Myzeqe-Sumpfgebiets. Bloß wirkte der Journalist wenig interessiert. Das fiel auch dem Agrarexperten auf, er schien es dem Ausländer aber nicht zu verdenken. Als er sein Repertoire heruntergeleiert hatte, entschuldigte er sich und verschwand in Richtung Toiletten. Abgang der Agrarexperte, lag Zerai auf der Zunge.

Er sah ihm hinterher. Der Anzug stand dem Experten gut. Sein eigener spannte um die Schultern. Aber ein etwas zu kleines Sakko machte immer noch mehr her als das mottenzerfressene Ding, das in seinem Schrank hing. Er hatte den Anzug am Vortag im Warenlager abgeholt. Offensichtlich konnte man den Dolmetscher nicht zu ärmlich auftreten lassen, weshalb die Erlaubnis für einen Bezug aus Sonderbeständen erteilt worden war.

Müssten Sie nicht mitgehen? fragte der Österreicher und blickte Zerai mit einem müden Lächeln an.

Was meinte er? Hatte Zerai ein Zeichen übersehen? Aber wieso sollte ihm der Agrarexperte etwas stecken wollen, und noch dazu im Dajti. Der Journalist wusste vermutlich nicht, dass im Dajti sogar die Toiletten verwandt waren.

Willst du mit einem Vorteil aus dieser Sache herauskommen, musst du ihn in ein Gespräch verwickeln. Abseits der Floskeln, die er von jedem Albaner zu hören bekommt. Du musst einen ersten Schritt aus der Deckung wagen. Einen für die umstehenden Tische unerkennbaren Schritt.

Sind Sie das erste Mal in Albanien?

Das war nicht unbedingt falsch, aber als Anreiz für eine Unterhaltung vielleicht brauchbar.

Der Journalist bestellte sich einen weiteren Kognak und sagte, dass es sein erster Albanienbesuch sei. Er habe einiges über das Land gelesen, aber vor Ort sei es dann doch anders, als er sich das vorgestellt habe.

Wie haben Sie es sich denn vorgestellt?

Ach, wach der Journalist aus: Eigentlich hatte ich kein richtiges Bild.

Als die Kellnerin den Kognak brachte, kam Zerai eine Idee: Ich hoffe, Sie haben Skanderbeg bekommen.

Der Österreicher sah ratlos aus, offenbar ergab der Satz für ihn keinerlei Sinn.

Der Skanderbeg-Kognak lässt sich trinken. Der Iliria-Kognak schmeckt im Vergleich dazu wie das Wasser aus der Myzeqe-Ebene.

Zerai setzte ein unauffälliges Lächeln in seinen Mundwinkel, das sich auf den Gesprächspartner übertrug.

Der Kognak ist gut, sagte der Österreicher: Muss ein Skanderbeg sein.

Die Kellnerin scheint Sie zu mögen.

Der Österreicher sagte, dass Zerai's Deutsch sehr gut sei.

Mit einem Vorteil aus der Sache herauskommen!
Danke. Dabei war ich nie in Österreich oder Deutschland. Stellen Sie sich vor, ich habe Deutsch in Peking studiert.

Der Österreicher lachte: Chinesischen Akzent haben Sie wenigstens keinen aufgegabelt.

Er sollte versuchen, das Gespräch nicht zu leutselig aussehen zu lassen. Obwohl kaum einer der Mithörenden an den anderen Tischen die deutsch geführte Konversation verstehen konnte, war Misstrauen schnell geweckt.

Trotzdem: *Mit einem Vorteil aus der Sache!* Wie weiter vorgehen? Indem er den Iliria mit Sumpfwasser verglichen hat, deutete er eine ironische Distanz zu Produkten der Volkswirtschaft an. China. Seit der Abkehr von den Chinesen lassen sich ohne weiteres giftige Kommentare abgeben. Würde ihm niemand ankreiden, und für den Österreicher wäre er mit einem Mal ein interessanter, ein spitzzüngiger Gesprächspartner.

Da sieht er den Agrarexperten um die Ecke biegen. Sein Gang förmlich, humorlos, parteikonform. Und da sagt Zerai einfach, ohne zu überlegen:

Auftritt der Agrarexperte.

Und der Österreicher lacht, dass sich das gesamte Dajti ihm zuwendet.

Bislang hat Illir Zerai den Augenblick, in dem er eine Salzburger Straße kreuzte, als den Moment betrachtet, an dem er sich nicht länger belog. Aber jetzt wird ihm klar, dass er sich auch damit nur selbst täuschte. Er wusste es lange davor. Bereits als er mit dem Österreicher im Dajti saß, wusste er: Wenn es nur den

kleinsten Strohhalm gab, der ihm ermöglichen würde, ins Ausland zu gehen, er würde ihn ergreifen. Schon damals im Dajti sah er sich über eine Salzburger Straße gehen, eine Straße ohne Schlaglöcher, auf der er verschwinden würde. Verschwunden für Albanien, verschwunden für Genosse Enver Hoxha, verschwunden für Volk-Partei-Staat.



23

Der durchschnittliche österreichische Haushalt umfasst im vierten Jahr in Folge 2,22 Personen. Der Durchschnitts-Österreicher ist 42,3 Jahre alt, liest eine Tageszeitung (Krone), verfügt über TV-Gerät, Handy, PC mit Internetanschluss, Elektroherd, Kühlschrank, Geschirrspülmaschine, Waschmaschine, Hi-Fi-Anlage, PKW und Fahrrad. Kein Wunder, dass Marek sich wie nicht von dieser Welt fühlt. Er ist allein, mit seinen 23 Jahren viel zu jung, liest keine Kronen-Zeitung, ist in seiner Wohnung nicht von Elektrogeräten umzingelt, aber sogar wenn er sich Zeitungsabo, Geschirrspüler und Auto zulegen und um 19 Jahre altern würde – er würde sich selbst dann kaum *normal* fühlen. Das Gefühl für Normalität ist ihm abhandengekommen und er fragt sich, wie er es zurückbekommen könnte. Wie er die Wirklichkeit wieder in den Griff bekommen könnte.

Er klickt sich weiter durch Webseiten. Die weltweit größten Männer leben in den Niederlanden, Durchschnittsgröße 182,5 Zentimeter. Gefolgt von Lettland, Estland und Dänemark. Die lettischen Frauen sind

allerdings größer als die niederländischen, über einen Zentimeter. Der Deutsche ist 2,5 Zentimeter größer als der Österreicher, sieh an.

Ein Satz, den er zweimal lesen muss: *Du bist der Durchschnitt der fünf Menschen, mit denen du die meiste Zeit verbringst.* Bis er fünf Menschen aus seinem Leben beisammen hat, ist er schon weiter: Er googelt seinen Namen. Findet seinen Instagram- und seinen Facebook-Account. Er öffnet die Facebook-Seite, das Profil scheint nichts mit ihm zu tun zu haben. Weit weg fühlt er sich von diesem Marek Kostka.

Die Freunde seiner Facebook-Freunde hat er längst durchgegrast, jetzt geht er ein weiteres Mal die Freundschaftsvorschläge durch. Nach einigem Scrollen findet sich eine Lea Roth. Ihr Profilbild gibt nicht viel her. Sie ist von hinten abgebildet, ihr Gesicht abgewandt. Auf dem Schulterblatt trägt sie ein Tattoo. Lea/Vera/Bea könnte durchaus tätowiert sein. Während Marek sich zu erinnern versucht, ob Leas/Veras/Beas Shirt an dem Abend nicht einmal verrutscht ist, um die Ausläufer eines Tattoos zu zeigen, läutet es an der Tür.

Davor steht Benno, jemand muss ihm die Haustür geöffnet haben. Als käme er regelmäßig zu Besuch, schlenkert er an Marek vorbei in die Wohnung. Benno lässt sich auf der Couch nieder, öffnet seine Bauchtasche und holt Papers und Tabak heraus. Er streut Tabak auf ein Blatt, zieht dann eine kleine Metalldose aus der Tasche, die er vor sich in die Höhe hebt: Neue Ernte, Probe gefällig?

Klar. Marek setzt sich neben ihn. Es ist das erste Mal, dass Benno ohne Ankündigung hereinschneit. Ungewöhnlich ist aber vor allem Bennos Einsilbigkeit. Normalerweise redet er in einem fort, heute starrt er konzentriert auf den entstehenden Joint, als wäre der Drehvorgang ein heiliger Akt. Er zündet ihn an, ohne Marek auch nur einmal angesehen zu haben, hält ihn nach ein paar Zügen neben sich, lässt sich in die Couch sinken und starrt auf einen Punkt an der Wand.

Mit dir alles klar?

Ja sicher. Benno grinst ein Du-hast-doch-keine-Ahnung-Grinsen, das aber schnell wieder abstirbt.

Ich meine nur, sagt Marek. Falls du was brauchst – Hey, hey, das ist mein Text. Ich bin hier der Lieferant.

Der Ton, in dem er das sagt, misslingt gründlich, hört sich fast weinerlich an. Ist seine Plantage aufgefliegen? Hat ihn ein Nachbar mit einigermaßen intaktem Geruchssinn angezeigt? Die zwei oder drei Mal, die Marek zu Benno gefahren ist, hat er das Gras schon im Stock darunter gerochen ...

Was du neulich gesagt hast, über Algorithmen, das hat mich die letzten Tage beschäftigt.

Was soll das auf einmal? Benno, der Denker – eine bislang völlig unbekannte Facette seiner Persönlichkeit. Marek kennt Benno hauptsächlich aus dem einen Jahr in der WG. Und er kann sich an keine Situation erinnern, in der Benno gesagt hätte, etwas habe ihn *beschäftigt*. Benno setzt sich mit einem Thema maximal eine

Spielfilmlänge auseinander, wobei er meist ab der Hälfte der Filme entweder beginnt, am Handy rumzuspielen, oder einschläft. Mit einem Buch hat Marek ihn kein einziges Mal gesehen, am ehesten noch beim Durchblättern einer Gratiszeitung. Und dieser Benno soll tagelang über das Thema Algorithmen gebrütet haben? Ist das der Grund für seine seltsame Stimmung – weil *er sich Gedanken macht*?

Du hast gesagt, es fehlt nur der geeignete Algorithmus, schon ist jeder von uns entschlüsselt, sagt Benno. Marek steht auf und geht zum Fenster, um frische Luft hereinzulassen. Als Erstes dringt aber der Motorenlärm eines getunten BMW herein, gefolgt vom lauten Selbstgespräch eines Mannes, der wild gestikulierend in Richtung Reumannplatz stapft, vorbei an dem roten Opel, der seit drei Wochen an der gleichen Stelle geparkt ist.

Ich denke, du verstehst da was nicht, sagt Benno: Dass man hinter Vorhänge schauen kann, macht's nicht interessanter. Spannend wäre zu wissen, *wieso* sie zugezogen wurden.

Wieso sind die Vorhänge zugezogen, nicht schlecht, denkt Marek, und blickt zum gegenüberliegenden Wohnhaus, wo sich nichts tut. Jalousien und Vorhänge. Gewährt ein Fenster Einblick, sieht man dahinter öde Wohnstandards: eine Sitzgarnitur, Einbauschränke aus dem erstbesten Möbelhaus. Vor der Änderungsschneiderei im Erdgeschoss stehen zwei Taxis, deren Fahrer

vor sich hindösen. Durch eine Parklücke eilen zwei Tauben kopfruckelnd in Richtung Fahrbahn, auf der Flucht vor dem Gestikulierer, der in diesem Moment an ihnen vorbeibraust. Nein, der plötzlich umkehrt, die erste Taube schnappt und in der Luft zerfetzt und, während die Federn herumfliegen, der Zweiten den Kopf abbeißt: *Häufigste Tauben-Albträume*, 1 und 2.

Aber der zentrale Punkt ist, hört Marek Benno sagen: Der zentrale Punkt ist, dass die Algorithmen sich an der Realität die Zähne ausbeißen.

Was weiß Benno schon über Algorithmen. Marek setzt sich trotzdem wieder neben ihn, nimmt den Joint und lässt ihn reden; genießt, dass es einmal nicht um Banalitäten geht wie welche Geschlechtskrankheit die fieseste, welcher Film der kränkste oder welche Band die härteste ist. Vermutlich haben sich Bennos Ansichten nicht verändert: Erstens *Syphilis*, weil sie dir noch zwanzig Jahre nach Ansteckung das Gehirn zerfressen kann, zweitens *Human Centipede*, weil in dem Film ein Tausendfüßler aus vorn und hinten zusammengenähten Leuten vorkommt, kranker geht's nicht, drittens *Slayer*, da gibt's keine Diskussion, Punkt.

Du bist der Durchschnitt der fünf Menschen, mit denen du die meiste Zeit verbringst. Hat Benno in der gemeinsamen WG-Zeit Mareks Vorliebe für Listen übernommen? Denkt er drei Jahre später immer noch in Best-of-Kategorien oder ist er inzwischen wirklich zum Grübler avanciert? Hat Marek ihn die ganze Zeit falsch

eingeschätzt, ihn wegen seiner dummen Sprüche zu schnell abgestempelt? Denn unterm Strich hatten sie in ihrem WG-Jahr nicht viel miteinander zu tun. Könnte Marek sich auf Bennos Äußerungen konzentrieren, er fände womöglich eine Antwort. Bloß hat er inzwischen völlig den Faden verloren, die neue Ernte ist definitiv gut geraten ...

Nachdem Benno gegangen ist, rafft Marek sich hoch und holt den Laptop. Er klappt ihn auf und ist wieder auf Facebook. Bennos Profil und seine Gefällt-mir-Angaben. Er mag Künstler wie Taylor Swift, Cannibal Corpse oder Spongebob Schwammkopf. Ihm gefallen die Filme *Friedhof der Kuscheltiere*, *High School Musical 2* und *Spongebob Schwammkopf – Der Film*. Zu seinen Lieblingssportlern zählen Kotomitsuki Keiji und Tonya Harding. Eine Google-Suche später weiß Marek, dass Kotomitsuki Keiji ein Sumo-Ringer ist.

Wie Benno es gesagt hat: Seine Gefällt-mir-Angaben verunmöglichen es, sich ein Bild von ihm zu machen. Steht man dem leibhaftigen Benno gegenüber, fällt es kaum leichter.



Viel zu hell, ist der erste Gedanke. Mehr Hotellobby als Tanzbar. Um die Blicke nicht zu spüren, müsste es dunkler sein. In ihrer Vorstellung war es hier stickig, eng, laut. Das hier ist gesittet. Harmlos. Ein Lokal für gediegene Tanzabende, für Menschen, die sich nichts einwerfen müssen, um aus sich herauszugehen. Ein Mann und eine Frau, beide um die fünfzig, kommen von der Tanzfläche und setzen sich an den Nebentisch, trinken Mineralwasser und Cola und nicken Agnes freundlich zu.

Alles ist anders als in ihrer Vorstellung, außer der Geruch. Der ist so, wie sie ihn sich vorgestellt hat. Man riecht, dass schon längere Zeit Körper durch den Raum gekreist sind. Nicht dass es stinkt, Schweiß und Duftwässerchen schweben nur als Ahnung durchs Lokal. Die Körper haben ein in sich verknottetes Aroma produziert, das es unmöglich macht, einen Einzelgeruch wahrzunehmen. Die Luft ist gesättigt und Agnes nicht sicher, ob sie es lange in diesem Lokal aushalten wird.

Gernot kommt mit zwei Gläsern Wein zurück, nickt dem Pärchen am Nebentisch zu und stellt Agnes vor.

Ines und Walter sind öfter hier, man kennt sich. So geht es weiter, Agnes erfährt einige Namen, zum Beispiel von Alfredo, Nina oder Zulema, die für Latinoflair sorgen und sich als unermüdliche Tänzer erweisen. Vielleicht sogar vom Lokal engagiert sind, wer weiß.

Erstaunlich, wie wenig Smalltalk geführt wird. Wenn man nicht selbst tanzt, sieht man den anderen zu. Nippt an seinem Getränk und wartet auf eine Aufforderung. Fürs Erste möchte sie zuschauen. Gernot geht also mit Ines, der Tischnachbarin, auf die Tanzfläche. Walter bleibt sitzen. Anscheinend hat er schon ein paar Tänze hinter sich, kleine Schweißflecken sind auf seinem Hemd gewachsen.

Gernot und Ines bewegen sich routiniert, sehen sich dabei kaum einmal an. Gernot blickt zu Agnes und lächelt flüchtig. Stolz. Fast als warte er auf ihre Bewertung, darauf, dass sie ihm die Tafel mit der 10 zeigt. Agnes begreift, dass das Tanzen hier nicht sexualisiert ist. Die Tanzenden zelebrieren die Bewegung, wie in einem Ritual findet jede Regung eines Körpers die entsprechende Antwort im anderen. Das war wohl, was Gernot mit dem abgedroschenen *Freude an der Bewegung* gemeint hat. *Freude* ist zwar nicht das richtige Wort – aber sie kann den Reiz jetzt ein wenig verstehen und an Gernots Faszination glauben.

Das Tanzpaar kommt zurück, ein knappes Nicken, dann sind beide wieder an ihren Tischen. Agnes will noch ein, zwei Nummern zusehen, bevor sie selbst einen

Versuch wagt. Es dauert nicht lange und eine Frau steht an ihrem Tisch. Anfang dreißig, gutaussehend. Sie trägt ein geschmackvoll aufreizendes Top, kräftigen Lidschatten. Sie begrüßt Gernot und zieht ihn ohne weiteren Kommentar in Richtung Tanzfläche. Die Drehung lässt ihr langes Haar um den Kopf schwingen, als wäre sie ein Testimonial für eine Glanzshampoo-Werbung. Gernot sieht Agnes entschuldigend an, verdreht die Augen und lässt sie, während er abgeführt wird, den Namen seiner Tanzpartnerin wissen: Mariella.

Gernot kehrt nach einem Song zurück und setzt sich kommentarlos neben Agnes. Trotzdem merkt sich Agnes den Namen: Mariella. Ist ja auch ein ungewöhnlicher Name. Ein schöner noch dazu.



Beim Rausgehen schaut Mirjam in den Spiegel. Die blauen Haare sind inzwischen das, was böse Zungen *Federn* nennen. Bekannte Tatsache: Jahrelanges Färben führt nicht gerade zu einer wallenden Mähne.

Das Wetter hat umgeschlagen. Wie kalt ist es draußen, schon Mützenzeit?

Mirjam muss ans erste Haarefärben denken. Fünfzehn war sie. Ihre Mutter im selben Alter wie sie jetzt. Betty, die jeden Monat eine andere Haarfarbe trug, hatte das Kommando übernommen.

Tut das immer so weh?

Betty mit der Miene der Sachverständigen: Mirjam, stell dich nicht so an. Punk sein bedeutet Leiden.

Mirjam riss sich zusammen. Was wusste sie schon vom Leiden. Als Tochter eines versifften Alkoholikers und einer Mutter, die nicht mehr alle Tassen im Schrank hatte, war Betty mehr als nur eine Autorität im Haarefärben. Bettys Katastropheneltern hatten sie zur glaubwürdigen Punkerin gemacht.

Stoisch ertrug Mirjam das Gefühl, ihre Kopfhaut

würde sich jeden Moment ablösen. Sie stellte sich vor, wie schlimm erst die Qualen beim Piercen sein müssten. Aber alles der Reihe nach, heute die Haare, der Stich durch die Haut vielleicht nächste Woche. Nase und Lippe oder Augenbraue und Lippe, da musste sie sich noch entscheiden.

Betty dämpfte ihre Zigarette aus und sagte: Dann wollen wir mal sehen.

Sie zog das Handtuch von Mirjams Kopf und im Spiegel erschien eine Haarfarbe, die einem die Augen verkohlte: giftigstes Grün.

Wo-how und *Cool*, die Kommentare von Betty und Mirjam.

Auf dem Nachhauseweg die Blicke der Passanten: Euskirchen war eine Kreisstadt, in der man die Mädchen mit bunten Haaren an zwei Händen abzählen konnte. Mirjam gehörte jetzt dazu, und was andere als Spießrutenlauf empfinden mochten, das ertrug sie stolz erhobenen Hauptes: Yeah, Leute, seht ruhig her. Ich – bin – Punk.

Kurz bevor sie an ihrem Block ankam, stakste ihr Frau Bellmer auf der Straße entgegen. Die Bluse, wie üblich, zu eng. Die Absätze der Stiefeletten wieder etwas zu hoch, sodass unklar war, ob nun das Schuhwerk oder doch der Promillespiegel Frau Bellmer ins Wanken brachte. Als sie Mirjam erkannte, reckte die Bellmer ihren Hals in Hennen-Manier nach vorne, gluckste und rief lachend: Mädél, du lässt dir auch immer was Neues einfallen!

Mirjam ging grinsend an der Nachbarin vorbei und dachte: klarer Fall. Wieder einen in der Krone, die Alte.

In der Wohnung warf sie ihren Parka auf die Sitzbank und lauschte, was die große Trällerin heute auf dem Programm hatte. Ihre Mutter zwitscherte beim Bügeln immer Schlager. Mirjam ging ins Wohnzimmer, versuchte den Raum so beiläufig wie möglich zu betreten. Aber es war nicht zu leugnen, ihre ganze Erscheinung hatte etwas Theatrales: Auftritt die Anarchotochter.

Einen Augenblick lang musste sie an das Theaterstück *Woyzeck* denken, das sie dieses Jahr in der Schule durchgenommen und das sie so was von genervt hatte. Warum dachte sie ausgerechnet jetzt an diesen von allen schikanierten Woyzeck? Wegen der Erbsendiät? Hat er schon seine Erbsen gegessen, Woyzeck? Erbsen? Grüne Haare? Egal.

Während Mirjam aufs Sofa sank, wusste ihre Mutter genau, wie sie ihre Rolle anzulegen hatte. Sie sah Mirjam vielleicht einen Moment zu lange an, aber das war auch schon alles. Dann ging die rechte Augenbraue hoch und sie sagte:

Endlich weiß ich, was ich dir zum Geburtstag schenke. Eine schöne Strickmütze.

Hier ist sie doch gerade erst vorbeigelaufen. Wie lange lebt sie jetzt in Wien, zwölf Jahre? Eine kleine Ewigkeit, und noch immer keine Orientierung. Das

goldene Zeitalter der Stadtpläne ist auch vorbei, weil jeder auf seinem Telefon nachsehen kann, wo er ist und wo er hinmuss. Ja, mit einem Smartphone hätte sie problemlos hingefunden, so nähert sie sich halt in Schleifen.

Im Hauptquartier hatten sie sich mal darüber unterhalten, dass alle mittlerweile gläsern sind. Und Mirjam wagte mit einem Quäntchen Stolz anzumerken:

Also ich hab in meinem Leben noch keine Supermarkt-Loyalitäts-Bonuspunkte-Karte oder wie die Dinger heißen besessen. Und nachdem ich nicht mal ein Smartphone hab, denk ich, dass ich nicht ganz so leicht zu entschlüsseln bin.

Zustimmendes Nicken allerseits. Bloß Gradec konnte der Versuchung nicht widerstehen:

Das kann man aber auch anders sehen. Gerade wenn du dich unauffällig verhältst, fällst du auf. Wenn du vergisst, deinen Wohnsitz zu melden, wenn du deine Stromrechnung lieber bar bezahlst als per Einzug – du möchtest die Lücke im System sein, aber genau damit fällst du auf. Mit allem hinterlässt du Spuren, und Lücken sind oft das vielsagendste. Die negative Rasterfahndung bei der Polizei funktioniert genau so –

Jetzt war der Zeitpunkt. Jetzt kam Gradec Schulmeister wieder zum Vorschein. Die ersten Augen verdrehten sich genervt. Aber Mirjam interessierte das Thema. Sie hatte sogar etwas wie einen Aha-Effekt: Die Lücke ist also nicht nichts! Stell dir vor.

Die Rasterfahndung funktioniert über Ausschlusskriterien. Zunächst gibt's gar keinen Verdächtigen, oder halt: Alle sind potentiell verdächtig. In Frankfurt hat die Polizei Ende der 1970er Jahre nach Terroristen gefahndet, ohne dass sie Anhaltspunkte gehabt hätte. Die haben einfach mal begonnen, aus ihrem Datenbestand alle unverdächtigen Einträge rauszulöschen. Zum Beispiel alle, die sich ordnungsgemäß beim Einwohnermeldeamt registriert haben. Und so weiter, bis am Ende nur noch zwei Wohnungen übrig waren. In einer saß ein Drogendealer, in der zweiten fanden sie ihren RAF-Terroristen. Staatsfeind Rolf Heißler. Und das ist vierzig Jahr her. Mit all den Informationen, die sie heute sammeln, wissen sie ganz genau, was hinter welchen Wänden abläuft.

Keiner konnte es sich in dem Moment verkneifen, kurz zur Tür hinüber zu linsen. Durch alle Köpfe zuckte das Bild einer Sprengung und einer Sondereinheit, die laut, schwarz, zackig, aggressiv durch die Öffnung drängte.

Aber natürlich war nichts passiert.

Nur Mirjam irrt weiter durch den achten Bezirk und denkt: Wenn es ohnehin keine Lücke im System gibt, warum hab ich dann eigentlich nicht längst so ein Scheiß-Smartphone?



Vor ein paar Tagen hat sie Gernot einen Schlüssel zu ihrer Wohnung gegeben. Agnes versuchte, die Übergabe nicht bedeutungsschwanger werden zu lassen, und kommentierte die Übergabe flapsig: Damit wir uns mit den Begrifflichkeiten einig sind – das ist jetzt *dein* Schlüssel für *meine* Wohnung, nicht etwa *dein Wohnungsschlüssel* oder der Schlüssel für *unsere* Wohnung. Und den Heiratsantrag darfst dafür dann du machen!

Seit sie sich kennen, hat Agnes die Vorteile von getrennten Haushalten betont. Gernot konnte sich nicht erklären, woher der plötzliche Sinneswandel kam. Aber offensichtlich hat er kein Problem mit der neuen Situation, die letzten drei Nächte hat er bei Agnes geschlafen.

Eigentlich war vorhersehbar, was dann passieren würde. Agnes, die bislang zufrieden auf ihren Singlehaushalt mit seinen unangefochtenen Gesetzen geblickt hatte, sah mit einem Mal die Routinen unter Beschuss. Einige ihrer in kürzester Zeit gewonnenen

Erkenntnisse: Die Ordnung in einem Badezimmer-schrank ist leicht zu zerstören. Befinden sich in einer Wohnung doppelt so viele Bewohner wie Toiletten, kann es zu Wartezeiten kommen. Nahrungsmittel für eine Person lassen sich in einem kleinen Kühlschrank ohne spezielle Methodik abstellen, ab zwei Personen muss man jedoch beginnen, systematisch einzuräumen. Und: Spontaner Morgensex ist zwar eine großartige Sache, unterm Strich aber auch zeitraubend. Agnes ist zum zweiten Mal spät dran. Sie wirft die Türe hinter sich zu, nimmt zwei Stufen auf einmal. Als sie das Haus verlässt, sieht sie, dass die Restmüll-Tonne am Gehsteig steht. Und dass ein Mann sich über die geöffnete Tonne beugt. Erst denkt sie, es ist ein Obdachloser, aber dann erkennt sie ihn. Der Mann wohnt im Haus gegenüber. Hat er versehentlich was weggeschmissen? Sie will ihm sagen, dass seine Tonne – aber das sieht er doch. Die Tonne des gegenüberliegenden Hauses steht auf der anderen Straßenseite, das sieht er doch. Aber was geht's mich an. Soll er in meinem Müll rumwühlen. Gehört, was ich weggeworfen habe, überhaupt noch mir? Letztlich doch ein beunruhigendes Gefühl. Ungewollt geht sie durch, was sie die letzten Tage in den Müll geworfen hat. Und welche Rückschlüsse man daraus ziehen könnte. Die Plastikhülle des vorgewaschenen Blattsalats: spart gern Zeit beim Kochen, achtet auf gesunde Ernährung. Die zerknüllte Tüte für Pasta-Asciutta-Basis: keine talentierte Köchin. Die

leere Weleda-Tube: Beweis einer widersprüchlichen weiblichen Persönlichkeit – während sie es beim Essen nicht so genau nimmt, tendiert sie bei Kosmetik zu Natürlichkeit beziehungsweise Hochwertigkeit; bereit, für manches ein wenig tiefer in die Tasche zu greifen, siehe auch: Verpackung für tiefgefrorene Königsgarnelen (definitiv keine Mindestsicherungsbezieherin; aber weshalb wohnhaft in einer so heruntergekommenen Gegend? Möglichkeiten: vielleicht Migrationshintergrund, es geht um die soziale Einbettung; oder nostalgische Verklärung – Stichwort: ehrlicher Arbeiterbezirk; Geld sparen für eine spätere Investition, zum Beispiel Wohnungskauf?).

Was findet sich noch im Hausmüll von Wallner? Gillette-Einwegrasierer: auch ein Mann im Haushalt, eher Pragmatiker. Keine Kondome: jahrelange Beziehung, etwas eingerostet (oder Nachwuchs geplant. Oder andere Verhütungsmethode).

Agnes verlangsamt ihren Schritt, dreht sich um. Der Nachbar hält mit einer Hand die Tonne auf, stützt sich mit der anderen ab und schaut sie belustigt an. Als hätte er nur darauf gewartet, dass sie sich ihm zuwendet. Seine Miene bringt Agnes aus dem Konzept. Eigentlich wollte sie etwas sagen, lässt es aber bleiben. Sie steht vor ihm, den sie an der Mülltonne überrascht hat, aber seltsamerweise fühlt *sie* sich ertappt. Sein Lächeln hat etwas Beschwichtigendes. Als wolle er sagen, keine Sorge, dein Müll ist bei mir in guten Händen. Oder auch: Lustig,

was man so alles findet im Müll der anderen, willst du auch mal nachsehen?

Aber er bleibt stumm. Steht da und sieht sie mit diesem schwer deutbaren Ausdruck an. Sie hat jetzt keine Zeit für so was. Sie ist spät dran.



Irgendwann kommt jede ans Ziel. Mirjam huscht mit einer alten Frau durch die Haustür. Doch, doch, nickt sie der Alten zu, die sie kritisch beäugt: Sie darf hier rein, sie kennt wirklich jemanden im Haus. Die Alte wirft vielsagende Blicke, schweigt aber und konzentriert sich aufs Stiegensteigen.

Mirjam eilt in den ersten Stock. Vor der Tür die Überraschung, dass auf dem Schild nicht Gradec steht. Der Gedanke, dass ihn der Briefträger natürlich nur unter seinem bürgerlichen Namen kennt. Und schließlich die Tatsache, dass der Name auf der Klingel ihr wirklich *bürgerlich* vorkommt. Johannes Steinfeld.

Hier muss ich hin, ruft sie der Frau zu, die sie inzwischen eingeholt hat und mit dem Schlüssel im Schloss der gegenüberliegenden Tür stochert, gleichzeitig die fragwürdige Person vor der Steinfeld-Tür im Auge behaltend. Zweifellos eine Herausforderung.

Mirjam läutet. Nichts passiert. Sie wartet. Einen Moment lang ist sie sicher, dass Gradec sie durch den Spion beobachtet: Mirjam zieht Grimassen, kommt

sich aber bald blöd vor. Sie klingelt noch einmal, länger, da öffnet sich die Tür. Gradec scheint nicht erstaunt, sie zu sehen. Ein schales Lächeln steht auf seinem Gesicht, Wiedersehensfreude geht anders. Aber nachdem Mirjam durch den halben Bezirk geirrt ist, möchte sie jetzt auch in die Wohnung.

Altbau, hell, vor nicht allzu langer Zeit saniert. Um einiges größer als ihr eigener Unterschlupf. Wie leistet er sich das wohl? Bevor die Frage hochkommt, was Gradecs Eltern eigentlich machen, erinnert sich Mirjam, dass Neid niemandem steht.

Vielleicht liegt es auch nur an ihren falschen Erwartungen. Sie hat sich vorgestellt, dass ein sattelfester Partisan wie Gradec in einer entsprechenden Anarchistenhöhle wohnt. Eine Wohnungshälfte voll mit Büchern von Bakunin bis Zapata. Die andere Hälfte Werkstatt, wild verstreut der ganze Klimbim, den man auf Mission benötigt, vom Anarchisten-Schweizermesser (die Schweizer Flagge ersetzt durch das Kreis-A) bis zum Ziegelstein. Stattdessen steht da ein Holztisch, gepflegt, geschmackvoll. Sie setzen sich hin und Gradec sagt: Ich mach Tee.

Mirjam hört ihn in der Küche, Wasserrauschen, Geschirrscheppern.

An der Wand hängt ein großes Acryl-Bild. Mirjam fragt sich, ob Gradec es gemalt hat. Das Bild ist abstrakt, trotzdem versucht sie, ein Motiv zu erkennen. Sie sieht nichts Besonderes.

Gradec kommt mit zwei Tassen zurück, und sie weiß nicht, was sie sagen soll. Mit einem Mal spürt Mirjam etwas wie Verantwortung. Sie ist die Gesandte, das Sprachrohr der Gruppe. Na ja, eigentlich nicht der ganzen Gruppe. Nach dem Plenum ist sie noch mit Aquamarina und Chicana beisammengesessen. Mirjam fühlte sich noch überrumpelt von Varizellas Vorschlag und davon, dass dieser dann auch angenommen wurde, im Konsens. Ja, sie selbst hatte ebenfalls zugestimmt. Obwohl ihr nicht ganz wohl dabei war, Neuland zu betreten. Bislang war es immer um Gegenstände und Ideen gegangen, nie um Menschen.

Vielleicht sollte mal wer bei Gradec vorbeischaun, hatte Mirjam gesagt. Und sofort wollten sich alle schon die längste Zeit die ärgsten Sorgen gemacht haben: Aquamarina gab zu Bedenken, dass Gradec ja etwas zugestoßen sein konnte. Chicana meinte, man müsse darauf schauen, dass die Gruppe nicht auseinanderbreche, und Gradec sei schließlich ein fester Bestandteil.

Okay, sagte Mirjam: Bevor jemand von euch ihn noch für tot erklärt, melde ich mich freiwillig und gehe zu Gradec.

Aber wo wohnte Gradec überhaupt? Varizella war die Einzige, die es wusste.

Und? reißt Gradec sie aus den Gedanken: Was wurde aus dem Rest von Kommando Dakizo? Habt ihr euch mit den Guy-Fawkes-Masken vor die Kameras gestellt?

Sehr gezwungen sein Lächeln.

Ist im Sand verlaufen. Ich hab aber deinen Standpunkt vorgebracht, dass das zu kindisch ist. Varizella ist da ganz deiner Meinung. Sie ist überhaupt schwer dafür, dass wir aggressiver werden. Mehr auf Angriff gehen.

Gradec beißt nicht an.

Haben dich lange nicht gesehen.

Er nickt.

Hör mal, Gradec, wenn es wegen Varizella ist –

Ach, Varizella.

Er winkt ab. Nein, Varizella scheint wirklich keine Rolle zu spielen. Hier geht's um was anderes.

Also?

Was wir machen ...

Er nippt an seinem Tee, dann versucht er es noch einmal: Ist dir aufgefallen, dass, egal gegen was wir uns wehren, wenn wir uns richtig wehren wollen, müssen wir ein Teil davon sein. Nimm die Überwachung. Willst du dagegen arbeiten, musst du selbst zum Überwacher werden. Du kannst nur mit den gleichen Waffen zurückschlagen.

Mirjam nickt, sie selbst hat es ja hingesprayed: Wir überwachen zurück!

Vor unserer Intervention bin ich ein paar Tage durch die Stadt gelaufen, hab mich nach Kameras umgeschaut, sagt Gradec. Aber irgendwann hab ich dann einen Schritt weiter gedacht: Wer sagt mir denn, dass jemand vor den Monitoren sitzt? Ob eigentlich wer zu-

sieht? Ja, ich weiß nicht einmal, ob die Kamera eingeschaltet ist. Verstehst du?

Ist doch egal, ob die Kamera funktioniert oder nicht. Es geht darum, ein Zeichen zu setzen.

Aber für wen denn? Wir sind ja Teil der Lüge. Weil wir das Spiel mitmachen. Wir machen mit offenen Augen mit. Ich hab da mal einen Roman gelesen, da ging es um einen Schläfer, der jahrelang ein kreuzbiederer Leben geführt hat, mit allem, was dazu gehört, Bürojob, Kleinwagen und so. Und er wartet darauf, dass seine Zelle ihm den Auftrag gibt, zuzuschlagen. Er bekommt in regelmäßigen Abständen Durchhalteparolen. Die Jahre vergehen, die Nachrichten von seiner Zelle werden seltener, bis er schließlich gar nichts mehr kriegt. Und irgendwann wird ihm klar, dass er einfach ein kreuzbiederer Typ geworden ist, mit Bürojob und Kleinwagen, und die Zelle, die gibt's wahrscheinlich schon lang nicht mehr. Weißt du, ein bisschen fühl ich mich so. Wie jemand, der nur auf den Auftrag wartet, endlich zuschlagen zu können. Dabei bin ich nicht mal sicher, ob es überhaupt einen gibt.

Du willst einen Auftrag, Gradec? Wer soll ihn dir erteilen, der Staat vielleicht?

Etwas zu zynisch. Mirjam rudert zurück: Es geht doch ums Hinterfragen. Um die Verneinung. Wir wollen nicht alles akzeptieren. Es braucht Auflehnung, Widerstand.

Ich will dieses Spiel nicht mehr mitspielen, sagt Gradec.

Du willst einen Auftrag? Ich kann dir einen geben:
Heb deinen Arsch und komm mit. Wir haben eine neue
Intervention geplant. Varizella hat einen Plan. Was
Krasses. Sonntagnacht wird ausgeschwärmt.

Sie steht auf, Gradec bleibt sitzen.

Varizella will ernst machen. Kein Gerede, nur die
Tat, ab und zu ein Attentat – du weißt schon.

Gradec blickt auf: Was habt ihr vor?

Am Sonntag wirst du's erfahren.



Eine weitere Nacht, in der das weißblaue Licht des Laptops die einzige Beleuchtung in Mareks Wohnung bildet. Das Surfen hat ihm einen Satz von Paul Valéry zugespült: *Zwei Gefahren bedrohen beständig die Welt – die Ordnung und die Unordnung*. Marek kann dem durchaus etwas abgewinnen. Zum Beispiel als er sich am Wäscheständer vorbeischiebt. Die Wäsche ist seit Tagen trocken, der Ständer mittlerweile nur noch behängt mit zwei Boxershorts, zwei T-Shirts und einer hoffentlich geraden Anzahl an Socken. Da der Ständer die Funktion eines Kleiderschranks übernommen hat, könnte Marek dem Schrank eine neue Aufgabe zuweisen. Bücher darin staffeln, schon wäre er ein Bücherschrank. Er könnte das schmutzige Geschirr hineinstellen, aber er ahnt die ekelerregenden Konsequenzen – werden Türen geschlossen, ist der Inhalt leicht vergessen.

Er drängt sich ein weiteres Mal am Wäscheständer vorbei, diesmal eine Schüssel mit Spaghetti in der einen Hand, den Salzstreuer und einen Beutel geriebenen Parmesan in der anderen. Am Bildschirm erwartet ihn der

Valéry-Satz über die Ordnung und die Unordnung. Er stellt sich vor, wie er sich in den Kleiderschrank setzt und die Türen zuzieht. Wie der Schrank zur Nachdenkzone wird, in der er sich in aller Ruhe den Kopf darüber zerbrechen kann, ob er nun eher tot oder eher lebendig ist.

Marek salzt nach, streut Parmesan über die Pasta, isst ein paar Bissen, dann wieder von vorne: Salz, Parmesan, essen. Das wiederholt er so lange, bis die Spaghetti ungenießbar sind. Anscheinend gibt es in seinem Leben derzeit keine Kategorie zwischen *geschmacklos* und *ungenießbar*.

Er holt Tabak, Papers und Gras aus der Tischschublade. Sein Blick fällt neuerlich auf den Kleiderschrank, jetzt sieht er darin aber nicht mehr die Möglichkeit zum kontemplativen Rückzug. Vielmehr hat der Schrank etwas Endgültiges, wie ein aufrecht stehender Sarg.

Marek zieht die Dose mit dem Gras aus seiner Hosentasche und legt sie auf Mirjams Couchtisch.

Deshalb bin ich rübergekommen. Ich hab aufgehört und dachte, du magst es vielleicht.

Aufgehört? sagt Mirjam. Klingt ganz schön endgültig. Bist du sicher?

Ich krieg nur komische Gedanken davon. Macht keinen Spaß.

Na dann, mir macht's Spaß. Danke.

Marek muss grinsen. Obwohl er selbst ziemlich regelmäßig Gras geraucht hat, ist es für ihn immer eine

Teenager-Droge geblieben. Man raucht Marihuana entweder wegen der Lachanfälle oder wegen der schrägen Gedankengänge, die sich auf einmal auftun. Marek war überzeugt, aus dem Alter raus zu sein, in dem Ge-fallen daran findet, sich bekifft über bizarre Youtube-Videos totzulachen. Aber jetzt wird ihm klar, die Ent-scheidung, mit dem Rauchen aufzuhören, hat nichts mit seinem Alter zu tun. Er sieht eine jointrauchende Mirjam vor sich, die sich ohne einen Anflug von *Was mache ich hier überhaupt?* krummlacht über Videos von furzenden Hunden.

Mirjams Aufrichtigkeit beeindruckt Marek, ihre Ungekünsteltheit hat ihm seit jeher imponiert. Sie lebt ihr Punkleben, so natürlich, dass er sich vorstellen kann, wie sie noch als alte Oma mit gefärbten Haaren und einer Dose Bier in der Hand durch die Stadt läuft.

Wer mit zwanzig nicht links ist, hat kein Herz, wer es mit vierzig noch ist, kein Hirn – Mirjam widerlegt den Spruch, denn blöd ist sie nicht. Sie ist vierzig, hat ihren Weg gefunden. Den ganzen Mist vom Suchen und Fin-den hat sie hinter sich, sie weiß, was sie macht. Marek wäre in diesem Moment gern so weit wie sie. Er kann sich nicht vorstellen, dass er mit vierzig noch immer so planlos durchs Leben torkeln und einer Frau hinterher-laufen wird, weil er zu wissen glaubt, dass durch sie alles wieder eine Bedeutung erhalten und er nicht länger wie paralysiert zusehen wird müssen, wie das Leben an ihm vorbeigeht.

Du siehst ganz schön fertig aus, Marek.

Mirjam öffnet die Dose, schnuppert am Gras und legt es zurück auf den Tisch.

Stimmt schon, sagt sie: Kiffen ist keine gute Idee, wenn's einem mies geht. Klingt banal, aber ich denke, du solltest mal raus an die Luft. Das daheim Rumsitzen ist auf Dauer nichts. Lauf mal ein wenig durch die Stadt und versuch, den Kopf klar zu kriegen.



Obwohl das Lämpchen längst erloschen war, als er ins Mikrofon sprach, fühlte es sich an, als würde er dem ganzen Land die Neuigkeit mitteilen. Aber nur Drita, die Aufnahmeleiterin, hörte ihn. Sie saß auf der anderen Seite der Glasscheibe, ihre Gesichtszüge hatte sie wieder unter Kontrolle.

Zerai hörte ihre Stimme über den Kopfhörer sagen: Eine Fortbildung, in Österreich.

Aber das Gesicht sagte: Wie lange arbeitest du schon für die?

Zerai versuchte, ungezwungen zu klingen, zu witzeln: Genehmigung für zwei Monate, zur Perfektionierung der Fremdsprache in Wort und Schrift. Wenn ich danach ins Mikro rede, glauben die Hörer, ich bin Österreicher.

Er sah Dritas Mund, der sich zu einem Lächeln verzog, aber ihr Gesicht sagte: Hast du schon für die gearbeitet, als ich dir von dem Kader in der Nachbarnwohnung erzählt habe, der jeden Tag besoffen nach Hause kommt? Hast du für sie gearbeitet, als ich mich

neben dir über dieses Kinderlied lustig machte und gescherzt habe, dass sie offenbar schon den Kleinsten einen dekadenten Lebensstil zutrauen?

In den Tagen vor seiner Abreise sah er auf allen Gesichtern im Auslandsradio dieselbe Frage: Wie lange arbeitete er schon für die Sigurimi? Denn dass sie ihn ins Ausland schickten, damit er seine Sprachkenntnisse auffrischen konnte, glaubte nicht einmal ein Kind. Für einen Dienst in dieser Größenordnung erwartete sich die Sigurimi Informationen. Zerai würde in Österreich die Ohren offenhalten. Aber dafür, dass er es überhaupt so weit gebracht hatte, hatte er ihnen wohl etwas liefern müssen. Nachrichten, die im Auslandsradiostudio besprochen wurden, wenn das Aufnahmelämpchen gerade nicht leuchtete. Wer hatte sich verbale Freiheiten erlaubt? Wem würden sie den Agitation-und-Propaganda-Strick drehen?

Aber auch zu Hause hatte Zerais Nachricht von seinem Auslandsaufenthalt die Stimmung verändert. Jetmira ahnte etwas.

Sie saß am Küchentisch. Sie war vor ihm aufgestanden, hatte ihn schlafen lassen. Von seinen Eltern war noch nichts zu hören. Vor ihr stand eine Tasse Kaffee, der Teller war leer. Während Zerai sich eine Scheibe Brot herunterschnitt, spürte er Jetmiras Blick. Endlich die Frage: Du kommst doch zurück?

Mit einem knappen *natürlich* versuchte er eine Auseinandersetzung im Keim zu ersticken. Gleichmäßig

verteilte er Butter auf seinem Brot, wie jeden Morgen. Aber Jetmira hatte noch etwas zu sagen:

Du weißt, dass diese Sache nicht nur dich betrifft.

Mehr war es nicht. Ein Satz, der ihm in Erinnerung bleiben sollte: *Du weißt, dass diese Sache nicht nur dich betrifft.* Kein weiterer Satz dieses Morgens findet sich in Zerais Erinnerung. Er weiß, dass er sich mit Phrasen gerechtfertigt haben muss: Er habe nur zu melden, wenn ihm etwas auffalle. Es würde sich für sie bezahlt machen. Türen würden sich öffnen. Er könne die Gelegenheit nutzen, um etwas Abstand zu gewinnen von einer Situation, die ihm über den Kopf wachse.

Über all dem stand jedoch eine Tatsache, die Jetmira nicht hinwegwischen konnte: Er hatte ihr von seiner Kooperation erzählt, und das war ein Vertrauensvorschuss. Denn ausdrücklich hieß es in dem Formular, das er unterzeichnet hatte, nicht einmal Familienmitglieder dürften von seiner Tätigkeit als Informant unterrichtet werden. Schließlich kam es gerne vor, dass Subjekte sich im innerfamiliären Kreis zu parteischädigenden Äußerungen hinreißen ließen – Aussagen, die der Informant in seinem Dossier festzuhalten habe. Als Zeraï seine Frau einweihte, handelte er gegen die Vorschrift. Womit er ihr sein Vertrauen bewies – und gleichzeitig ihres forderte.

Doch in seiner Erinnerung findet er nur Jetmiras Gesicht, an dem sich ablesen ließ, wie Ahnung schritt-

weise zu Gewissheit wurde und schließlich zu Verzweiflung. Aber nicht einmal die konnte ihn noch aufhalten.



Was weißt du eigentlich von mir? Ich bin eine Frau Ende zwanzig, schlank, blonde Haare. Zugegeben: relativ gutaussehend. Wie viel lässt sich aus diesen Informationen schließen? Bist du so einer, der mich aufgrund meiner Haarfarbe, meines Alters, nicht zuletzt wegen meines Geschlechts für ein wenig naiv hält?

Gernots Handy hatte vibriert. Bevor er es nahm und den Anruf wegdrückte, sah Agnes flüchtig den Namen der Anruferin. Sie glaubte, *Mariella* gelesen zu haben. Ziemlich sicher war es Mariella. Er hat sie eingespeichert?

Du gehst nicht dran?

Nicht so wichtig.

Wer ist es denn?

Gernot stellte sich ihrem Blick, schien einen Moment zu überlegen, abzuwägen. Fragte er sich, ob sie den Namen am Display gesehen hatte? Um seinen Mund machte sich ein Lächeln breit. Gernot war gut, keine Spur von Verlegenheit war ihm anzumerken. Stattdessen sagte er in seinem Flirt-Ton: Was

meinst du denn, wer es war? Eine von den heißen Tanzmäusen?

Agnes' Miene verriet sie – Gernot lachte und zog sie zu sich: Komm schon, ich mach doch nur Spaß.

Aber wer ihn angerufen hatte, sagte er nicht. Schnell hatte er ein anderes Thema gefunden und keine zehn Minuten später war er aus der Tür. Gut gelaunt, denn für seine etwas naive Freundin reichten seine halb-garen Ablenkungsmanöver allemal.

Ja, vermutlich ist sie einfach nur naiv. Was war zum Beispiel damals gewesen, als sie in der Wohnung gesessen und für eine Prüfung gelernt hatte. Gernot war in Kopenhagen gewesen, die Firma hatte ein Projekt an der Angel und ihm die Aufgabe übertragen, den Fisch einzuholen. Sein erster großer Auftrag. Er hatte ihr gesagt, wann er sich mit den Dänen treffen würde. Um 14 Uhr begannen die Verhandlungen. Wird nicht lange dauern, hatte er gemeint. Entweder sie sagen Ja, oder sie schicken mich heim. Es war früher Abend und Gernot hatte sich nicht gemeldet. Sie rief ihn also an. Es läutete, und als sie anfang mitzuzählen, kam sie auf sieben Freitöne. Als sie seine Stimme hörte, wusste sie gleich, dass er den Auftrag bekommen hatte. Er klang so wie immer, wenn er in Gesellschaft war (*nicht in ihrer, in der Gesellschaft von anderen*). Seine Stimme hatte dann einen fröhlichen, etwas läppischen Klang.

Ja, alles super hier, ich hab sie eingewickelt, lachte Gernot.

Super, das freut mich. Ich wollte nur –

Sie hörte Lachen im Hintergrund, Stimmen, die durcheinanderredeten, relativ nahe eine schrille Frauenstimme, die etwas auf Dänisch sagte. Gläserklirren. Er war offenbar in einer Bar.

Ich wollte nur wissen, wie es gelaufen ist. Ich stör dich nicht länger. Ihr feiert noch?

Ja, ein wenig.

Sie hatte gehofft, er würde das *ihr* präzisieren. Mit wem er feierte. Aber er übergang es, verabschiedete sich stattdessen, er werde sich morgen melden, gleich in der Früh.

Zwei Tage später war Gernot wieder daheim. Die Dänen waren am Ende doch abgesprungen. Wie das so einfach möglich war? Er hatte doch schon gefeiert. *Sie* hatten gefeiert.

Was weiß ich, sie haben sich auf einmal an einem Punkt aufgehängt. Alles nur Farce, wenn du mich fragst, die wollten nur wissen, wie weit wir mit unserem Angebot runtergehen.

Kopenhagen war damit abgehakt. Als wäre Gernot nie dort gewesen. Bloß für Agnes ist Kopenhagen mit einem Mal sehr nah. Einige Details, die ihr im Nachhinein seltsam vorkommen. Nicht nur, dass Gernot sich wochenlang für ein Projekt einsetzt und es dann so schnell abhakt beziehungsweise ihr gegenüber totschweigt. Wann haben ihm die Dänen gesagt, dass der Vertrag nicht zustande kommt? Haben sie ihn einen

Tag und eine Nacht im Glauben lassen, sie würden auf das Angebot der Wiener Firma eingehen? Wieso sollten sie so weit gehen, dass sie sogar mit ihm in einer Bar auf den Erfolg anstoßen? Sie hat eine Frauenstimme gehört, ein Lachen. Agnes stellt sich vor, wie Gernot am Telefon Grimassen schneidet. *Ich hab sie eingewickelt*, waren seine Worte. Ja, wen hat er eingewickelt? Saß die naive Agnes in Wien und ließ sich von ihrem Freund erzählen, dass er dabei war, eine Dänin rumzukriegen? Ja, wirklich zum Lachen, was für eine doofe Freundin er daheim sitzen hat.

Agnes hält das nicht aus, sie muss aus der Wohnung raus. Die Zerai-Wohnung ist buchstäblich ihre erste Anlaufstelle. Und sie braucht eine Weile, bis ihr klar wird, dass sie ihn überrumpelt, sich mehr oder weniger durch den Türspalt in seine Wohnung gedrückt hat.

Sie stehen sich gegenüber. Stille. Nicht einmal eine tickende Uhr.

Agnes versucht, die Situation zu retten, ihren Auftritt zu rechtfertigen: Ich wollte sehen, was Ihr Arm macht.

Zerai sieht sie misstrauisch an, klar: Was soll der Arm schon *machen*?

Ich meine, ob es ihrem Arm besser geht, wollte ich fragen. Auch ein bisschen auf gute Nachbarschaft, sich kennenlernen. Bis vor Kurzem wusste ich nicht einmal, dass Sie aus Albanien kommen. Um ehrlich zu sein, wusste ich nicht mal genau, wo das liegt.

Zerai dreht sich um, geht zur Küchenzeile und stellt Wasser auf. Das ist offensichtlich seine Version von: Kommen Sie herein, kann ich Ihnen Tee anbieten?

Sie kann das akzeptieren, das Bedürfnis zu reden ist stärker als ihr Ärger über die Umgangsformen des Nachbarn. Aber sie kann ihm kaum von ihrer Beziehung zu Gernot erzählen. Also erzählt sie einfach drauflos, was ihr vor ein paar Wochen passiert ist: Ich musste zu einer Fortbildung nach Graz und habe mich am Hauptbahnhof in ein leeres Zugabteil gesetzt. Kurz danach ging die Tür auf und ein junger Mann kam ins Abteil. Er setzte sich mir gegenüber, beugte sich vor und begann von seinem Problem zu berichten: Die Brieftasche ist ihm gestohlen worden und er hat nur noch das bisschen Geld, das er in der Hosentasche mit sich herumträgt. Er muss aber dringend nach Hause, für ein Ticket fehlen ihm knapp zwanzig Euro. Der älteste Trick der Welt, werden Sie sagen. Dann aber holte der Mann im Zug aus. Wie wenig wir doch unseren Mitmenschen vertrauen. Einer Angestellten im Kundenzentrum der Bahn habe er die Situation erklärt, die sei ihm aber keinen Schritt entgegengekommen. Wenn er nicht zahlen kann, bekommt er keine Fahrkarte. Einige Zugreisende habe er angeredet, angeboten, dass sie ihm ihre Bankdaten geben, er würde den Betrag umgehend überweisen. Aber niemand glaubte ihm. Endlich kam er mit seiner Bitte an Agnes. Ob sie ihm die zwanzig Euro leihe, er

habe gerade mit seiner Frau telefoniert, die ihn am Bahnhof abholen würde, sie nehme auch diese läppischen zwanzig Euro mit, die er ihr dann ins Abteil bringe.

Er wirkte gepflegt, sagt Agnes, und hat seine Geschichte wirklich plausibel erzählt. Sein Problem und seine Lösungsversuche hat er überzeugend beschrieben. Obwohl ich wusste, dass ich mich naiv verhalte und dabei war, auf den ältesten Trick reinzufallen, habe ich ihm einen Zwanzig-Euro-Schein in die Hand gedrückt. Ich habe die zwanzig Euro als Wetteinsatz betrachtet. Also gut, dachte ich: Du beklagst, dass die Menschen niemandem mehr vertrauen – beweis du mir das Gegenteil!

Hat er Ihnen das Gegenteil bewiesen? fragt Zerai.

Als der Zug den Bahnhof erreichte, an dem seine Frau angeblich wartete, saß ich mit drei weiteren Fahrgästen im Abteil. Ich wäre zu gern zur nächsten Zugtür gegangen, um zu schauen, ob ich ihn irgendwo sehe. Aber ich bin sitzen geblieben. Der Zug fuhr wieder an und ich wusste: Ja, ich kann ziemlich naiv sein, und ja, ich sollte Menschen nicht so leicht vertrauen.

Zerai nickt nachdenklich. Dann sagt er: Ich denke, man kann nur voll oder gar nicht vertrauen. Es gibt kein halbes Vertrauen.

Das klingt richtig, und Agnes kommt ein Gedanke: Vielleicht habe ich schon ausreichend in Mitmen-

schen vertraut? Wie wäre es mit ein wenig gesundem Misstrauen?

Zerai blickt sie forschend an. Ein Blick, der sie in ihrem Verdacht bestätigt.



Am Ende der Rolltreppe hält ihm ein Mädchen einen Flyer entgegen. Gutschein für ein Gratisgetränk. An Ständen werden Zeitungsabos angeboten, Studenten laufen zielstrebig die Rampe zum Hauptgebäude der Uni hoch. Erst jetzt wird Marek klar, dass das Wintersemester angefangen und er nicht einmal einen Blick ins Vorlesungsverzeichnis geworfen hat.

Er lässt das hektische Treiben des Semesterbeginns hinter sich, geht in Richtung Schottengasse. Nachdem er sich auf seiner Suche im grenzenlosen digitalen Raum immer mehr zu verirren drohte, war es Zeit geworden, in eine geordnete Realität zurückzufinden. Er hat Mirjams Ratschlag beherzigt und läuft durch die Stadt, geht an Orte, an denen er sich bis vor wenigen Wochen regelmäßig aufgehalten hat. Er streift durch die Stadt auf der Suche nach einem Faden, dem er folgen kann – egal, ob er ihn an den Ausgangspunkt oder ans Ziel führt. Nur irgendwo ankommen, denkt Marek.

Oder sucht er eigentlich immer noch nach Lea / Vera / Bea? Er weiß, dass es so gut wie unmöglich ist, sich in

einer Großstadt einfach so über den Weg zu laufen. Wie hoch sind die Chancen? Ihm wollen nur verschwindend kleine Zahlen einfallen. Trotzdem: Gelangt er auf belebte Plätze, bleibt er für eine Weile stehen, um sich nach bekannten Gesichtern umzusehen, und während er an den Gründerzeit-Monolithen vorbeigeht, mustert er die Entgegenkommenden genau. Die hippe neue Kaffeerösterei, die ganz und gar unhippe Aida-Konditorei und das Café Stein, das sich im Coolness-Ranking irgendwo dazwischen befindet, überall wirft er einen Blick hinein. Im Vorbeigehen schaut er auch ins Café Français. Viel Raum und wenig Gäste, zwei Tatsachen, die Erholung versprechen. Er setzt sich an einen der Tische in Naturholz-Design, die vor einer Spiegelwand aufgereiht sind. Zwei Tische weiter sitzt ein Pärchen, vor beiden ein Teller mit in Ahornsirup getränkten und mit Beeren garnierten French Toasts. Sieht sättigend und schmackhaft aus. Ist allerdings auch teuer, wie ihm die Speisekarte verrät. Marek will einen Verlängerten bestellen, erinnert sich aber an Nummer 42 der *Pet Hates-Liste* (*Kellner, die auf der Nomenklatur der Speisekarte beharren und bestenfalls einen abschätzigen Blick für Gäste haben, die etwas »falsch« benennen; NB: Ein Verlängerter ist das Gleiche wie ein Espresso Lungo!*). Da er wenig Lust auf eine Grundsatzdiskussion hat, entscheidet er sich für einen Café Crème. Kommt die Tradition der weißbehemdeten Kellner mit schwarzen Hosenträgern vielleicht aus Frankreich? Marek denkt an die

Postkarte, die ihn vor vielen Jahren aus Paris erreicht hat. Auf der Vorderseite natürlich der Eiffelturm, den sogar der achtjährige Marek erkannte und aus dem er sich eine Erklärung bastelte. Der Vater betrieb scheinbar Geschäfte und zwar genau unter dem Eiffelturm, weil es dort nicht hinregnet. Weil er einen Andenkenladen in Paris eröffnet hatte, konnte sein Vater nicht länger in Wien leben. Als ein Erwachsener Marek erzählte, im Eiffelturm gebe es ein Restaurant, sah er seinen Vater als Oberkellner im feinen, weißen Hemd mit schwarzen Hosenträgern und dazugehörigem gezwirbelten Schnurrbart. Im Jahr davor hatte Marek eine Karte aus London erhalten, die ihm bewies, dass sein Vater neue Busse entwickelt hatte. Die Idee, Busse zweistöckig zu machen, musste dem Vater gekommen sein, als er an sein Zuhause gedacht hatte, an das zweistöckige Haus, in dem seine Familie wohnte. Zum zehnten Geburtstag befand sich eine Karte aus New York in der Post, und Marek wusste, dass inzwischen ein Ozean zwischen ihm und seinem Vater lag und es also nicht verwunderlich war, dass er ihn nie sah. Wo sollte neben dem Entwerfen und Bauen von Hochhäusern Zeit für eine Familie sein? Das verstand Marek. Sein Vater war Diplomat. Als solcher, wurde ihm erklärt, ist man für verschiedenste Dinge zuständig. Man vertritt sein Land im Ausland, brachte ihm seine Mutter bei. Obwohl der Begriff abstrakt blieb, verstand der kleine Marek irgendwie. Der heutige Marek, der im Café Français einen Café Crème

bezahlt, fragt sich, ob es einen festlegbaren Zeitpunkt gab, an dem sein Vater nicht mehr zu ihnen gehörte, oder ob es sich um eine Entwicklung gehandelt hatte und der Vater langsam verloren gegangen ist. Als die Karte aus Mauritius kam, war Marek Teenager. Er kann sich nicht erinnern, was der Vater geschrieben hat, aber als Marek auf der Vorderseite das leuchtend blaue Meer sah, verstand er, dass es nichts anderes als Urlaubsgrüße waren.

Die Schottengasse geht unmerklich in die Währinger Straße über, Marek wandert weiter und denkt, dass auch Lea/Vera/Bea ihm allmählich verloren geht, die Erinnerung an sie zunehmend verblasst. Weiter in die Schwarzspanierstraße, in die Garnisongasse und in den Buchladen, wo er im Lauf der letzten Jahre schon Dutzende gebrauchte Bücher gekauft hat. Der Laden hat vor wenigen Minuten aufgesperrt, Marek ist heute der erste Kunde. Der Buchhändler blickt hinter seinem Computer auf und nickt ihm zu, bevor er sich wieder auf den Bildschirm konzentriert. Marek läuft geradewegs in die Ecke mit den gebrauchten Taschenbüchern. Sein Auge beginnt bei A und arbeitet sich durch das Alphabet. Lange steht er da, den Kopf schiefgelegt, um die Titel lesen zu können, doch keiner weckt sein Interesse. Im Augenwinkel sieht er, wie der Buchhändler auf seinem Bürosessel quer durch den Laden zu einer mit Büchern befüllten Kartonschachtel rollt, dabei einer Krabbe auf Landgang ähnelnd. Er fischt einen dicken

Band aus der Schachtel und blättert ihn lustlos durch. Marek stellt sich vor, wie der Buchhändler sich an ihn wendet. Er habe ein paar Bücher von einer Kundin, die er nicht weiterverkaufen kann, weil sie überall Anmerkungen hineingeschrieben hat. Und dann würde er mit dem Wälzer winken: Das könnte was für dich sein, ein Amerikaner, der über Paranoia schreibt. Und Marek, der ziemlich sicher wäre, den Namen des Autors schon einmal gehört zu haben, kauft das Buch, und wie in einem Roman oder einem Film würde er es aufschlagen und die Kritzeleien an den Seitenrändern wären von Bea / Vera / Lea und würden ihn zu ihr führen. Weil sie ihren richtigen Namen reingeschrieben hat, mit dem sich ihre Adresse herausfinden lässt. Schon öffnet sie ihre Wohnungstür und Marek hält ihr lächelnd den Wälzer entgegen: Paranoia-Prosa sollte man nie aus der Hand geben, sie weiß nämlich, wo du wohnst.

Aber der Buchhändler, der bei seinen bisherigen Besuchen nie mehr als nötig mit ihm geredet und kaum eine Ahnung von Mareks literarischem Geschmack haben dürfte, bleibt auf seine Bücherschachtel konzentriert und schenkt Marek nicht mehr als ein neuerliches Hochblicken und Nicken, als dieser den Laden verlässt.



Sie erzählt ihm eine Geschichte über eine Zugfahrt, bei der sie einem Bettler Geld gegeben hat. Sie schmückt die Erzählung aus, und in einem fort überlegt Zerai, was sie ihm damit sagen will. Er beobachtet sie, wie sie gestikulierend durchs Zimmer läuft und immer wieder eine störrische Haarsträhne aus dem Gesicht streift. Was soll er mit dieser Geschichte über den Bettler anfangen? Will sie ein Bild von sich als naive, junge Frau vermitteln, das er schlucken soll? Genau achtet er auf ihre Bewegungen, als sie im Weitererzählen beginnt, seinen Verband zu wechseln. Er sieht, wie ihre Augen die wunden Stellen abtasten, fragt sich von Neuem, ob sie etwas von der Schrift erkennen kann. Und dann hört er wieder auf ihre Geschichte, wie sie im Zug sitzt und wartet, dass der Mann mit ihrem Geld zurückkommt. Verwendet sie vielleicht Codes, die er nicht lesen kann, will sie ihm etwas ganz anderes mitteilen? Wer ist dieser Mann, auf den sie wartet? Was will sie?

Endlich verwendet sie ein Wort, das Zerai aufhören lässt. Sie fängt an, von *Vertrauen* zu sprechen,

und Zerai erkennt, dass diese ganze hanebüchene Geschichte einzig dazu diente, sein *Vertrauen* zu erschleichen. Ja, Zerai war der Mann, dem sie einen Gefallen erwies und der nun seinerseits die Karten offenlegen soll. Glaubt sie ernsthaft, dass er so schlicht gestrickt ist, sich einfach übertölpeln lässt, indem sie an sein Pflichtgefühl appelliert? Er ist aufgewachsen in einer Kultur der Geheimhaltung, nicht den kleinsten Informationsschnipsel wird er ihr liefern.

Kaum hat sie den Verband gewechselt, wimmelt er die Nachbarin ab. Er sperrt hinter ihr zu, geht ins Bad, sperrt auch dort ab. Wie lange er keine private Parole mehr unter der Haut versteckt hat. Die Unterarme sind nicht mehr gänzlich sicher, er entscheidet sich für die linke Wade. Zerai krempelt das Hosenbein hoch und zieht seinen rechten Fuß trotz schmerzendem Knie auf seinen linken Oberschenkel. Er nimmt den Stift und hält Buchstabe für Buchstabe fest: *Dank aufmerksamer Beobachtung entlarve ich auch ohne Enver Hoxha die Machenschaften der Nachbarin*. Dann nimmt er ein Tuch und reibt sorgfältig über die Parole. So lange reibt er, bis jeder Buchstabe unter die Haut gelangt ist.



Beim Rausgehen schaut Mirjam in den Spiegel. Ja, da ist was von Mutter. Anja kommt nach dem Vater, sie selbst definitiv nach der Mutter. Nur äußerlich, Nase, Augen, Mund, versteht sich.

Die Suche nach Gradecs Wohnung hat doch etwas gebracht: Sie hat sich die ganze heutige Strecke gestern schon angesehen, jetzt ist sie toporganisiert. Nimmt die Straßenbahn, steigt um, nimmt die U-Bahn, steigt aus und geht ohne unnötige Schleifen in die Pfeilgasse.

Pfeilgerade hergelaufen, sagt sie, als sie das Büro betritt. Sie weiß, dass normalerweise nur Irre laut mit sich reden. Aber hier, wo alles so gestriegelt ist, ist es verlockend, ein wenig den latenten Wahnsinn herauszukehren.

Hinter dem Schreibtisch sitzt eine Frau mit eingeschlafenem Gesicht.

'n Tag, sagt Mirjam. Ich hab da einen Brief erhalten, eine Ladung.

Das Gesicht ist mürrisch, weil es wegen so einer Lappalie aus dem Schlaf gerissen wurde. Ach was, es

gibt jemanden, der *Sie* sehen möchte?, scheint es zu sagen.

Mirjam faltet das Anschreiben auseinander: Es geht um eine ... Verlassenschaftssache. Also, meine Mutter. Die ist gestorben.

Jetzt hat sie es gesagt. Bis dahin kam es ihr so gewaltig vor, wie ein monumentaler Block: *Mutter ist gestorben*. Aber dann rutschte es wie von selbst heraus. Und klang dabei so gewöhnlich: Mütter sterben in der Regel nun einmal vor ihren Töchtern. Nichts Besonderes also.

Sie sagt nicht Mjam, nicht Pferdeschwanz-Mirjam, sondern ganz korrekt: Mirjam Götz.

Na gut. Nehmen Sie bitte einen Augenblick Platz, ich rufe Sie dann auf.

Das erste Mal, dass sie bei einem Notar im Wartezimmer sitzt. Schon sehr bürgerlich, einen Notar zu haben. Ist das jetzt *ihr* Notar? Hat man einen Notar, wie man einen Anwalt hat? Aber *Ich sage nichts ohne meinen Anwalt* kennt sie auch nur aus Film und Fernsehen. Woher sollte sie denn einen Anwalt haben? Also vielleicht eher: Hat man einen Notar, wie man einen Hausarzt hat?

Bei genauerer Betrachtung ist es hier auch wie beim Hausarzt. Zugegeben, die Lebensberatungsmagazine am Beistelltischchen sind weniger dummlich, drei, vier Zeitschriften für Hochgeistiges und Wirtschaftliches haben sich daruntergemischt. Ansonsten das Übliche:

kitschige Farbdrucke an den Wänden, ein Wasserspender, der in regelmäßigen Abständen ein Glucksen von sich gibt, Stühle, die dem Sitzfleisch den Kampf ansagen. Anscheinend haben sich die Warteräume dieser Welt längst vereinigt.

Sie sitzt. Nach einigem Löcher-in-die-Luft-Starren wird ihr klar, dass es so schnell nicht gehen wird. Mirjam nimmt sich eins der niedergeistigeren Magazine und blättert los. Werbung für Feuchtigkeitsschnee, Pflegeshampoo, dicke Damenuhren. Ein Artikel über zwischenmenschliche Minidramen im britischen Königshaus. Eine Fotostrecke über den vermeintlich tiefen Fall eines Schlagerstars. Und immer wieder die Erkenntnis: Mein Leben ist das nicht! Aber wenn sie auf das oberste Magazin des Stapels blickt, *trend. Das Wirtschaftsmagazin*, muss sie sich sagen: Das ist es aber auch nicht.

Frau Götz, ruft die Frau mit dem mürrischen Gesicht, und Mirjam sieht sich ihrem Notar gegenüber, der sich schon etwas mehr über Frau Götz freut. Kaum sitzen sie, kommt er auch schon zur Sache. *Verlassenschaftsabhandlung*, so der bürokratische Titel. Der Notar beginnt von einem Schriftstück abzulesen, nur ab und zu meint er etwas vereinfachen zu müssen, aber auch das scheint er irgendwo abzulesen, als hätte er es sich hinter die Augäpfel tätowiert. An seiner Stimme erkennt Mirjam, dass ihm das Abgelesene längst keinen Kitzel mehr verursacht. Aber kann das jemals der Fall gewesen

sein? Sie stellt sich den Notar als jungen Feger mit langen Haaren, Koteletten und Nickelbrille vor, wie er mit seinem Betthäschen, das der gloriose 68er nach einer Vorlesung angequatscht und eine Stunde später ins Bett geschleift hat, eine *Verlassenschaftsabhandlung* nachstellt und damit für einen zweiten Höhepunkt sorgt. Warum nicht, schließlich befindet man sich in Wien, der Hauptstadt des Morbiden.

Der Notar, jetzt wieder angestaubter Vertreter des Gesetzes, verleiht seiner Stimme nun ein wenig Nachdruck, will wohl zu verstehen geben, dass es interessant wird: Wir kommen zu den Vermögenswerten, Frau Götz. Wenn ich Sparbücher, Pensionskonto und allfällige Versicherungen zusammenzähle und die angefallenen Todesfallkosten abziehe, dann errechne ich die Summe von 414 920 Euro.

Eine Summe, die erstmal sacken muss.

Aber noch bevor sie irgendwo landet, sprudelt es aus Frau Götz, jetzt ganz Mirjam, heraus: vierhundertvierzehntausend? Das kann doch nicht stimmen. Woher hatte sie denn das alles?

Ein schales Grinsen ihres Notars: Das dürfen Sie mich nicht fragen, Frau Götz. Ich summiere nur, was ich hier sehe.

Nachdem Frau Götz nicht schlau aus der Sache wird, versucht es der Notar: Durch lebenslange Sparsamkeit lässt sich eine mitunter nicht unbeträchtliche Summe akkumulieren.

Aber, Alleinerzieherin, zwei Kinder, Mietwohnung. War sie auf ihre alten Tage zur Trickbetrügerin geworden?

Der Notar will sich am Ratespiel nicht beteiligen: Sei es, wie es sei, da Ihre Schwester als zweite erbberechtigte Partei zu gleichen Teilen mitberücksichtigt wird, umfasst Ihr Erbteil in Folge 207 460 Euro.

Zweihunderttausend Euro. Mirjam kann sich das nur als einen Koffer voller Geldscheine vorstellen. Ob sie die auch ohne fortlaufende Nummerierung haben kann? Soll sie wieder ein bisschen den Wahnsinn raushängen lassen? Würde er sie für unzurechnungsfähig erklären, den Koffer nehmen und in den nächsten Flieger steigen?

Nun bleibt nur noch die Frage, ob Sie das Erbe antreten oder es ausschlagen wollen.

Ausschlagen, machen Sie Witze?! Ich schlag gleich aus! Natürlich nehm ich das Geld!

Wahnsinn vorübergehend auf Stand-by.



Könnte man in Menschen hineinsehen. Unter diese Hülle.

Agnes beobachtet Gernot im Schlaf. Seine Haare sind etwas länger als normalerweise, er wird in den nächsten Tagen zum Friseur gehen. Ab einer gewissen Länge bekommt er kaum zu bändigende Locken, weshalb er schon seit Jahren den immer gleichen Kurzhaarschnitt trägt. Wer außer ihr weiß das?

Weshalb zuckt seine Wange in diesem Moment? Verrät ein Zucken den Schläfer, weil er im Schlaf keinen Grund hat, sich zu verstellen? Oder sind die Bewegungen des Schläfers nicht zu deuten, weil er sich unbeobachtet fühlt und nur bei sich selbst ist und niemand in dieses Selbst hineinsehen kann?

Nein. Im Wachzustand kannst du dich auf irgendwas herausreden, aber im Schlaf ist das Zucken verräterisch. Denkt Gernot an ein Ereignis in seiner Vergangenheit? Ist das Zucken ein Lächeln des Wiedertreffens? Des Denkens an ein glückliches Erlebnis?

Mit einem Mal schlägt er die Augen auf: Was? Was ist?

Gernot findet blinzelnd in die Gegenwart: Beobachtest du mich? Beim Schlafen?

Er dreht ihr grummelnd den Rücken zu und Agnes denkt an den Slogan der App, die sie auf seinem Smartphone installiert hat, als er unter der Dusche stand: *Deine Beziehung in deiner Hand.*

Ja, kann sie akzeptieren. Akzeptieren, akzeptieren.



Die plötzliche Weite, die sich vor Zerai auftut, das sanfte Grün. Aber gleichzeitig die Beklemmung, die Atemnot. Angsterfüllt steht er in einer ungewöhnlichen Haltung. Auf allen vieren. Er schnappt nach Luft. Die Nachbarin bückt sich zu ihm herunter und flüstert ihm beruhigende Worte zu. Er fasst sich allmählich, und als sie ihn mit einem Seil auf die Weide führen will, gehorcht er. *Genau so*, säuselt sie ihm ins Ohr. *Genau so sieht der Einklang aus. Das macht dich zum Albaner, zum wahrhaftigen Adlersohn.*

Er fühlt sich beruhigt, lässt sich von ihrer Stimme einlullen und verspürt das Bedürfnis, ihr nahe zu sein, sich an sie zu schmiegen. Doch da bemerkt er, dass sie etwas hinter ihrem Rücken verbirgt. Gerade als er fragen will, was sie vor ihm versteckt, streckt sie ihm die Hand entgegen, in der sich eine metallene Stange befindet. Es ist ein Brandeisen, mit einem glühend roten Adler als Stempel.

Zerai fährt hoch. Er muss eingenickt sein. Im Mund ein Geschmack, als hätte er Erde gegessen. Er steht auf, um etwas zu trinken.

Ein albanischer Traum, sagt er sich. Und auf einmal erkennt er: Man muss nur ein paar Buchstaben weggeben, schon hat man das Wort *Albtraum*.



Einer von Gradecs Slogans lautete: Geld ist lächerlich. Er meinte, dass die Macht des Geldes darin bestehe, Verbindungen zwischen Menschen herzustellen. Dass Geld Abhängigkeiten konstruiere. Das klang für Mirjam ziemlich einleuchtend, bis sie plötzlich 200 000 Euro in der Tasche hatte.

Denn eigentlich braucht sie jetzt niemanden mehr. Ja, man kann schon behaupten, dass Geld lächerlich ist. Und zwar am leichtesten, wenn man genug davon hat. Sanierte Eigentumswohnung, Eltern mit gefüllten Bankkonten. Oder eben auf einmal 200 000 Euro.

Die Zahl legt sich wie eine wärmende Decke über Mirjam. Ein Leben lang sparen und du kriegst eine Stange Geld zusammen. Als Verkäuferin ist das schwerlich auf legale Weise machbar, aber vielleicht hat Papa im Alter doch das schlechte Gewissen eingeholt. Egal.

Das erste Mal, seit sie denken kann, ist Mirjam flüssig. Somit keine Ahnung, wie sie mit dem ganzen Geld umgehen soll. Auf die Bank tragen? Sie hört

Gradec förmlich aufschreien: Ja klar, unterstütz ruhig die Banken! Warum holst du dir nicht gleich einen Investmentberater, der erklärt dir in aller Kürze, wie du eine erfolgreiche Kapitalistin wirst!

Fürs Erste unter die Matratze damit. Aber was soll sie den anderen sagen? Sie wären für gerechte Aufteilung, macht knapp 30 000 pro Nase. Dass ihre Mutter auch nichts dazu geschrieben hat, keine Anweisungen. Klar, die hätte sie sowieso in den Wind geschlagen. Aber irgendwas zum Festhalten wäre es gewesen. Mädels, nehmt das Geld und fahrt damit ein Jahr lang in der Welt herum. Mädels, hier habt ihr was, um mal ordentlich auf den Putz zu hauen. Mietet mit euren Freunden für eine Woche ein Schiff, kauft nicht zu wenig Alkohol und ab die Post. Ein letzter Tipp eurer Mama: Schwimmwesten nicht vergessen.

Mit einem Mal all die Möglichkeiten. Mirjam hat ihre Zigarette fertiggerollt und sucht nach einem Feuerzeug. Sie findet es am Fensterbrett. Als sie sich die Zigarette anzündet, ist ihr, als würde jemand sie beobachten. Ihr kommt Rauch in die Augen, sie blinzelt, schaut noch mal genauer aus dem Fenster. Am Balkon gegenüber steht jemand, ein alter Mann, den hat sie schon öfter gesehen. Der Mann sieht direkt herüber. Er grinst. Eine richtige Fratze, das. Was willst'n du?, denkt Mirjam. Sie unterdrückt den Impuls, ihm den Mittelfinger zu zeigen. Das wäre genau, was der will, das erkennt sie an dem fiesen Grinsen. Die Punkerin mit

den blauen Federn grient, schlägt mit gleicher Münze zurück. Aber wohl ist ihr nicht dabei, das ist leicht zu erkennen. Sie ist drauf und dran, diesen Wettstreit zu verlieren, und geht weg vom Fenster.



Sie streckt die Hand aus, streicht über die Stelle, an der sein Körper sein sollte. Gernot liegt nicht neben ihr. Sie drückt auf die Lichttaste des Weckers, 1:04 Uhr. Er ist noch tanzen.

Agnes greift nach ihrem Handy. Eine Gelegenheit, die App auszuprobieren. Wenn sie die Anwendung öffnet, sollte aufscheinen, dass ihr Partner in der Burggasse ist.

Und was wenn –

Sie ist sicher, dass sie diesen Gedanken schon den Bruchteil einer Sekunde davor hatte. Ganz kurz, bevor der Pfeil am Display in der Seidengasse erscheint.

Der Gedanke: Und was, wenn er nicht in der Burggasse ist? Ja, was ist mit dieser Information anzufangen? Ist Gernot am Weg nach Hause, passiert er gerade die Seidengasse? Ist das überhaupt der richtige Weg, wenn er zur U-Bahn geht, würde er dann nicht die Burggasse hinablaufen?

Fürs Erste relativiert sich die Nützlichkeit der App. Deine Beziehung in deiner Hand, jaja, schon gut. Nein,

vielleicht ist es nicht genug, eine App installiert zu haben. Man muss sie vermutlich anders einsetzen, mit ihr arbeiten, sie für sich arbeiten lassen. Die Information, wo sich ihr Partner befindet, ist in Agnes' Hand, während Gernot nichts davon weiß. Wie lässt sich der Wissensvorsprung nutzen?

Sie kann ein wenig damit spielen. Agnes tippt eine Nachricht: *Kann nicht schlafen. Bist du noch tanzen?*

Sie schickt sie ab. Wartet. Weiß, dass er vorgeben wird, in der Salsabar zu sein. Beim Tanzen hat er das Handy nicht eingesteckt. Sie sieht vor sich, wie er in der Seidengasse ihre Nachricht liest und denkt: Beim Tanzen habe ich das Handy nicht eingesteckt, ich antworte später.

Agnes überlegt, was sie noch schreiben könnte. Tippt: *Mariella tanzt unwerfend gut. Kannst du ihr gern ausrichten.* Sie hängt ein Zwinkersmiley an und sendet.

Sie legt das Handy zurück aufs Nachtkästchen. Bis vor Kurzem hätte sie ihr Telefon zum Schlafen ausgeschaltet. Aber das hier ist doch zu interessant.

Mit geschlossenen Augen stellt sie sich Gernot vor, der hin und her überlegt, welche Antwort geeignet ist. Eine glatte Lüge will er vermeiden, nichts, worin er sich später verfangen könnte. Er wird eine Harmlosigkeit schicken, einen Satz, aus dem sie nicht schlau wird: *Alles ok, komme bald.* Etwas in der Art. Auf Mariella wird er garantiert nicht eingehen.

Ob sie ins Schwarze getroffen hat? Mariella war

definitiv die interessanteste Frau in der Salsabar, gutaussehend und eine Spur mysteriös. Seltsam, aber Agnes wäre von Gernot enttäuscht, wenn es nicht Mariella ist. Wenn schon, denn schon.

Aber sie sollte aufpassen, sich nicht in Hypothesen verlieren. Vielleicht geht es ein bisschen weit, dem Partner eine Affäre anzudichten, nur weil er nicht an dem Ort ist, an dem er sein sollte.

Das Handy vibriert. Gernot hat eine Antwort gefunden, er schreibt: *Du bist wach?*

Harmloser als erwartet. Und kein Wort darüber, was er macht. Er spielt den Ball zurück und legt den Schläger beiseite. Aber Agnes ist weiter in Spiellaune, will ein paar Bälle übers Netz knallen: *Ja, hellwach sogar! Soll ich einen Sprung vorbeikommen? Ich ruf mir ein Taxi, ok?*

Jetzt braucht er nicht lange für seine Antwort: *Ach nein, hier ist nix mehr los. Ich komme gleich heim, wart auf mich.*



Ein Lastwagen mit offener Ladefläche. Männer, die eine Wohnungseinrichtung verladen. Das 7200-Lek-Sofa, den 9000-Lek-Küchenschrank. Er sieht, wie die Nachbarn das Geschehen diskret hinter ihren Vorhängen verfolgen. Sieht, wie die Prelas sich das Maul zerreißen. Der war mir längst verdächtig, aber dass er ein richtiger Volksfeind ist. Also ich hab das immer schon geahnt. Und neben der Haustür steht der alte Ethem, schadenfroh grinsend, während er überlegt, wen er am besten beschwatzen soll, schließlich ist ihm und den Seinen die Wohnung schon lange zu klein. Da tragen zwei Männer den Iliria-Fernseher zum Lastwagen. Sie wissen, dass der Fernseher nicht weit fährt. Er wird in einer Halle landen, neben weiteren Modellen der Marke Iliria. Identischen Repliken. Aber die Menschen werden weiter fahren als ihre Möbel. Bis in den Dreck werden sie fahren.

Iliria. Weshalb muss ihn alles an seinen Vornamen erinnern. Erst der Sumpfwasser-Kognak, dann der Farblos-Fernsehkasten. Ach, ihr Illyrer.

Vor wenigen Tagen empfand Zerai sich noch als Enklave, jetzt steckt er bis zum Hals im Albanertum. In seiner Vergangenheit. Wie aus dem Nichts ist die Schuld wiederaufgetaucht. Die Schuld gegenüber den Zurückgelassenen. Der Internierung werden sie schon irgendwie entgangen sein. Anfang der 80er waren sie nicht mehr so rigoros mit der Sippenhaftung wie in den 60ern und 70ern. Es gab Wege. Sein Vater hatte Kontakte, irgendjemand hat ihm sicher geholfen. Ein Flüchtling in der Familie war zwar *biografieschädigend*. Doch Schädigung hin oder her, die Eltern und Jetmira wussten, wie man seine Haut rettet.

Er hatte die eigene Haut retten müssen, ihm war nichts anderes mehr übriggeblieben. Früher oder später wäre jemandem aufgefallen, dass er sah, wie Volk-Partei-Staat ineinander verkeilt dem Untergang entgegenrasten. Erst Russland, als nächstes China, alle hatten sich von Albanien abgewandt. Wer blieb als Verbündeter? Wie konnte ein Land mit drei Millionen Einwohnern dem globalen Feind trotzen? Wie lange sollte das gutgehen?

Und was tat Hoxha? Er säte Bunker im ganzen Land. Und alle akzeptierten die Maßnahme, welche Alternative gab es denn? Man einigte sich auf den globalen Feind und die Notwendigkeit, sich verteidigen zu können. Immerhin zierte eine schmale Schießscharte die Bunker.

Nur Zerai wurde das Gefühl nicht los, dass die Albaner sich ihre eigenen Gräber schaufelten. Wie sagte

der Volksmund: *Wenn ein Mensch den Zeitpunkt seines Todes wüsste, würde er selbst sein Grab ausheben.* Hoxha wusste, dass es mit seinem Land zu Ende ging, und ließ vorsorglich Gräber ausheben. Auch wenn Hoxha sie Bunker nannte. Aber Zerai hatte sich geweigert, seine eigene Grube zu schaufeln. Nichts anderes wäre ihm letztlich übriggeblieben, er, der zu viel ahnte, musste das Land verlassen.

Ja, er kann sich weiter einreden, dass sie Jetmira und seine Eltern sicher unbehelligt gelassen haben. Das Bild vom Lastwagen, der sie ins Internierungslager bringt, lässt sich verdrängen, Jetmira und die Eltern lassen sich zurück in die Wohnung schieben. Aber dann erscheint das Bild von Jetmira, die in der Wohnung der Schwiegereltern sitzt. Versauert. Jetmira auf dem 7200-Lek-Divan des Mistomane-Kombinats mit Blick auf den 12 000-Lek-Geschirrschrank. Die gleiche Anrichte wie in der Nachbarwohnung, und in der Wohnung daneben. Die beklagenswerte Jetmira. Das Mitleid seiner Eltern war ihr gewiss. Bloß würden sie sich irgendwann zu fragen beginnen, warum der Sohn sie nicht mitgenommen hatte. Was sie mit dieser Frau aus einer anderen Familie anfangen sollten. Jetmira, das Überbleibsel.



Sie rechnet ein wenig. Mit 200 000 käme sie 300 Monate aus. Das sind 25 Jahre. Mit diesem Ergebnis im Kopf ruft sie Marlene an und sagt ihr, dass sie für einige Zeit nicht in die Trafik kommt und ob das in Ordnung geht. Kündigen will sie vorerst nicht, das wäre überstürzt.

Sie holt ihren Laptop heraus. Fährt ihn hoch, wofür er eine halbe Ewigkeit braucht. Inzwischen war sie am Klo und hat sich ein Bier aufgemacht. Sie googelt: *plötzlich geld was tun*

Erstens sollte man auf Diskretion achten. Was für ein Glück, sie hat niemandem was gesagt. Als Privatvermögen halten oder eine Stiftung gründen, ist anscheinend die Grundsatzfrage. Ja klar, die *Mirjam-Stiftung für frohgemute Anarchos!*

Sie ist schnell angeödet von den Seiten, die sie anklickt. Erst dauert es ewig, bis sich die Seite aufbaut, dann steht da nur Business-Kauderwelsch. Sie fährt das Notebook wieder herunter, was auch seine Zeit dauert, und beendet ihre Rechenaufgaben fürs Erste

mit dem Entschluss, sich einen neuen Laptop zu kaufen. Danach kommt sie immer noch 299 Monate über die Runden.



Agnes kann sich so gut wie nie an einen Traum erinnern. Wenn Gernot sie morgens fragt, was sie geträumt hat, sagt sie immer, dass sie nicht träumt. Agnes misstraut Träumen, sie hält sie für wertlose Fantastereien des Gehirns. Als würde man einen Schüler ohne Aufsicht im Chemielabor herumhantieren und ihn alles mit allem vermengen lassen. Reine Zufallsprodukte, so nutzlos wie eine gebrauchte Injektionsnadel.

Agnes betrachtet sich als Pragmatikerin, trennt strikt zwischen einer faktischen Realität und einer zu vernachlässigenden Welt des Traums, der es an Logik mangelt. Ohne Logik, ist sie überzeugt, würde die Welt im Chaos versinken.

Schwer tut sie sich nun mit einer kurzen Szene, die sie so klar vor sich sieht, als hätte sie sie erlebt, die aber offensichtlich einer Traumwelt entsprungen ist. Wie kommt es, dass sie ein dermaßen klares Bild ihres Nachbarn hat, wie er eine Fotografie in Händen hält?

Sie steht Zerai gegenüber. Was hat er da? Sie versucht vergeblich zu erkennen, was auf der Fotografie

abgebildet ist. Sie denkt an alte Aufnahmen vom Balkan, Männer mit dicken Schnurrbärten und orientalisches anmutenden Kostümen. Als sie aber einen Blick auf den oberen Rand des Bildes erhascht, erkennt sie zwei Köpfe. Das sind doch. Mit einem Mal weiß sie, dass Zerai ihr Hochzeitsfoto in der Hand hält.

Mit verklärtem Blick sieht er sich die Fotografie eine Weile an, worauf er beginnt, sie langsam zu zerreißen. Sorgfältig zerkleinert er sie, bis nur noch kleine Schnipsel vorhanden sind, die er in die Luft wirft. Langsam rieseln sie auf ihn herab, eine Ewigkeit scheint das zu dauern. Einige Schnipsel landen auf seinen Haaren, andere auf den Schultern.

Zerai schaut sie an und sagt mit aufmunterndem Lächeln: *Schnee von gestern.*

Agnes steht am Gang, um ihre neuen Schuhe zu imprägnieren. Als sie die Haustür zuschlagen hört, blickt sie über das Gelände hinunter und sieht Gernot die Stufen hochsteigen, in Gedanken versunken. Sein Kiefer ist leicht geöffnet, das ganze Gesicht wirkt schlaff. Agnes muss an einen Fisch denken. Wie ein Karpfen, der dahindümpelt.

Da wandert Gernots Blick nach oben und er sieht Agnes. Sofort ist der dumpfe Ausdruck verschwunden und durch konspiratives Lächeln und zwinkernde Zweisamkeit ersetzt.

Alles in Ordnung mit dir?

Gernot gibt ihr einen Kuss: Klar. Was soll sein?

Agnes fragt sich, wo er das andere Gesicht verborgen hält. Das Gesicht, als er noch nicht wusste, dass sie am oberen Ende der Stiege steht.



Abends ging es auf den Boulevard. Sie begegneten Bekannten, die flüchtig grüßten, bevor sie weitergingen. Andere wandten sich ihnen mit einem eingefrorenen Lächeln zu, um sich nach ein paar Sätzen zu verabschieden. Zerais erster Gedanke war, dass sie von seiner geplanten Reise wussten und ihre Schlussfolgerungen gezogen hatten. Dann aber sah er Jetmiras Gesicht: eine blasse Maske, unter der die Angst saß.

Am nächsten Abend weigerte sie sich, mit ihm am Boulevard zu spazieren. Aber Zerai konnte nicht zu Hause bleiben. Er musste sich in die Öffentlichkeit werfen, denn genau dort war er am besten verborgen. Er tat, was er immer getan hatte. Bloß besaßen die Abende in Tirana jetzt eine Dringlichkeit: Zerai ging ins *Estrada* und sah zu, wie auf der Bühne gesungen und Humoresken aufgeführt wurden (platte Witzeleien). Er setzte sich ins *Partizani* oder ins *Republika* und starrte auf die Leinwand, auf der die aktuellen Filme des Kinostudios *Neues Albanien* gezeigt wurden (und kaum zu Hause angekommen, versteckte er unter der Haut die Ideen

für Handlungsverläufe, die so gar nicht den sozialistischen Modellen entsprachen). Zum Kaffeetrinken ging er ins *Hotel Tirana*, ins *Flora* oder ins *Pallati i Kulturës*, Bier trank er im *Hotel Peza* oder im *Sahati*. Verbissen spielte er Alltäglichkeit, gab sich als Bewohner Tiranas, der die Vorzüge der Hauptstadt zu schätzen wusste. Der als Vertreter von Volk-Partei-Staat bald ins Ausland reisen würde.

Alles, bloß nicht zu Hause sitzen und meinem Blick ausgeliefert sein, hörte Zerai seine Frau sagen.



Leute in öffentlichen Verkehrsmitteln, die stinken.

Öffentliche Verkehrsmittel, die stinken.

Alte Leute, die mich ansehen, als sei ich schuld, dass sie alt sind.

Leute mit Hardrock-Café-T-Shirts.

Leute in T-Shirts mit Aufschriften, die lustig sein wollen.

Leute, die in ihr Telefon hineinschreien.

Gratiszeitungen, und dass man gleich erkennt, weshalb sie gratis sind.

Leute, die in der U-Bahn mitlesen.

Die Nase rinnt und ich habe kein Taschentuch.

Leute, die im öffentlichen Raum Musik am Handy spielen.

Kinder, die wild schreiend durch den Supermarkt rennen.

Eltern, die ihre Kinder mit einem Blick entschuldigen, der heißen soll: So sind halt Kinder.

Den ganzen Tag nur mit Leuten geredet zu haben, die mir eine Mitgliedschaft bei Greenpeace oder Vier Pfoten andrehen wollen.

Vermutlich existiert jeder Einzelne dieser Punkte bereits in seinem *Pet Hates*-Katalog. Dennoch nimmt Marek sich vor, die Liste noch einmal durchzugehen, sobald er mit den Einkäufen zu Hause ist. Eine Ahnung treibt ihn heim: dass die Listen bei genauerer Betrachtung auf einen Fluchtpunkt hinauslaufen. Dass sie eine Bedeutung offenbaren, die ihm bislang verborgen blieb.

Marek stellt sich ein weiteres Mal vor, wie ihm Bea auf der Straße begegnet. Sie freut sich über das Wiedersehen, diesmal sagt sie, dass sie die letzten Tage öfter an ihn gedacht habe und was für ein Zufall es sei, sich einfach so über den Weg zu laufen, und Marek weiß, er muss schnell sein, damit sie nicht im Getümmel der Stadt verschwindet. Denn wie viele Sekunden gibt man einer zufälligen Wiederbegegnung, bevor man sich verabschiedet, ein weiteres Mal *Man sieht sich* sagt? Er lädt Bea zu sich ein. Heute Abend? fragt sie überrascht. Marek ist forsch, er will keine Zeit verlieren, ihr zeigen, dass er es ernst meint. Warum nicht, sagt Bea, und um acht Uhr steht sie vor der Tür. Marek hat gekocht, eine gute Flasche Wein besorgt. Er ist überrascht, wie pointiert seine Erzählungen geraten, fast so, als hätte er sie vorher geübt: Er erzählt vom Anthropologiestudium, das er abbrechen will, weil er es sich ganz anders vorgestellt hat. Von der Zeit in der WG, besonders den Scharmützeln am Ende, als Theresa ihn und Benno systematisch rausekelte. Er geht sogar zurück bis in seine Kindheit. Der Fernseher im Kinderzimmer

und wie seine Mutter nicht mitbekam, was er sich so anschaute. Wie er im Gymnasium mit den Noten zu kämpfen hatte und schließlich sitzen geblieben ist, um im letzten Schuljahr neben Sergej zu landen. Der immer Musiker werden wollte und zu faul zum Üben war, bei dem es aber zum Bassisten einer Punkcombo reichte, die Marek inzwischen knapp zwanzig Mal gesehen hat, obwohl sie mit der Zeit eher schlechter als besser wird. Nicht einmal die kurzen Schweigemomente missfallen Marek, sie sind genau richtig. In einer dieser Pausen schaut er ihr in die Augen, bläst die Luft mit einem kurzen Laut durch die Nase, beugt sich zu ihr und küsst sie. Sie gehen ins Schlafzimmer, aber Marek hat keine Eile. Er berührt Bea, schnuppert an ihr, kostet sie, als müsste er sich vergewissern, ob alles stimmt, ob hier bei ihm die richtige Person liegt.

Er rennt fast in den Nachbarn mit dem Ausschlag hinein, weicht aus und rammt sich den Knauf der Eingangstür in die Seite. Marek unterdrückt ein Stöhnen, bleibt stehen, um die Tür mit einer Schulter offen zu halten, während er die Schlaufen der Einkaufstasche auf die andere zurückschiebt. Der Ausschlag des Alten ist mit dicken Bandagen umhüllt. Gut, dass er etwas unternimmt, denkt Marek, der Arm sah schon wirklich übel aus. Mit einem Mal wirkt der Alte auf ihn gebrechlich, viel älter, als er ihn bislang eingeschätzt hat. Vor zwei, drei Jahren hat Marek ihm geholfen, ein Sofa in seine Wohnung zu tragen, damals machte er einen rüstigen

Eindruck. Einem spontanen Impuls folgend, bietet er Herrn Zerai an, für ihn Besorgungen zu übernehmen. Schon spürt er Genugtuung, dass er auf gute Nachbarschaft macht. Er ist sich zwar sicher, dass Herr Zerai niemals auf die Idee käme, bei ihm anzuklopfen. Aber was zählt ist, Zerai fühlt sich nicht länger alleingelassen (und Marek vergewissert sich, dass man nicht asozial ist, nur weil man kein Geld für Greenpeace hat).

Er tut sich erst schwer, die Reaktion des Alten einzuschätzen. Doch dann nickt Zerai, und Marek sieht, wie sich etwas in seinem Blick ändert. Marek erkennt, dass er verstanden hat. Er weiß, jemand schaut auf ihn.



Wie konntest du nur in Frieden leben, mit dem Wissen,
dass ich in der Wohnung sitze –

Sitzt du in der Wohnung?

– täglich dem vorwurfsvollen Blick deiner Eltern
ausgeliefert.

Dich trifft doch keine Schuld.

Nein, du irrst dich. Die Schuld hat sich auf mich ge-
setzt, um auf meinen Schultern durch die Straßen zu
reiten. Sobald ich vor einem Parteiorgan stehe, schiebt
sich die Schuld zwischen ihn und mich. In der Schlange
vor dem Brotladen winkt sie den hinter mir Stehenden,
bis sie anfangen zu tuscheln. Im Obst- und Gemüse-
laden flüstert sie dem Verkäufer zu, den Preis für mich
anzuheben.

Lange hab ich mich versteckt, aber mich hat die
Schuld jetzt auch gefunden.

Glaubst du, sie lassen jemanden wie mich Lehrerin
sein? Sie lassen eine wie mich auch nur in die Nähe
ihrer Kinder?

Hör auf.

Alles für dich, mein Schatz. Damit du ein besseres Leben hast. Ein Leben in Saus und Braus.

Bitte sei nicht zynisch. Sieh mich an.

Jetmira sitzt auf seinem Sofa. Dem Null-Euro-Sofa, das er auf dem Gehsteig entdeckt hat. Ein Zweisitzer. Es musste doch machbar sein, den allein in den ersten Stock hochzukriegen. Zerai zog, hob, wuchtete. Der Schweiß rann ihm den Rücken hinab, während das grelle Scharren der Metallfüße auf den Fliesen das Stiegenhaus hinaufwanderte. Mit einem Mal war da der junge Mann, der kurz davor im Stock über Zerai eingezogen war, und hob das Sofa auf der anderen Seite an. Seither nickten sich die beiden zu, wenn sie sich im Stiegenhaus begegneten.

Nicht zynisch sein? Jetmira lacht: Also gut. Alles nur wegen dir. Willst du das hören? Weil du dein Wissen nicht in dir verstecken konntest. Weil du wusstest, was jeder wusste. Sich seinen Teil denken und weitermachen, das war es, was wir alle machten. Uns allen war klar, dass Hoxha nicht mehr ganz richtig im Kopf ist und dass er unser Grab aushebt. Nur du, du konntest diese Tatsache nicht bei dir behalten.

Sieh mich an.

Mitspielen lautete das Gebot der Stunde. Was von dir verlangt wurde, war das, was wir alle machten: *mitspielen*.

Sieh mich doch an.

Er sieht, wie Jetmira vom Null-Euro-Sofa hochfährt

und auf ihn zueilt: Was hast du gemacht? Du brauchst einen Verband. Eine Salbe.

Zerai kommt zu sich. Die Hose, völlig besudelt von Blut. Der Zustand seiner Unterarme. Er stürzt in die Küche, um sie unter fließendes Wasser zu halten.



Bis zuletzt hat sie mit ihm gerechnet. Sie dachte, Gradec würde kommen. Sie hat bei ihrem Gespräch Köder ausgelegt, angedeutet, dass sie etwas Besonderes vorhaben. Eine Varizella-Intervention. Wenn da nicht die Alarmglocken bei ihm läuteten, musste ihn diese Information doch wenigstens neugierig machen. Aber als sie in den Ford Transit steigt, ist Mirjam klar, dass Gradec sich verabschiedet hat. Offenbar interessiert er sich nicht mehr für die Truppe. Soll er doch versauern in seiner Altbauwohnung. Wahrscheinlich hat er sich wieder für die Uni eingeschrieben, studiert jetzt irgendeine Wirtschaftslehre und bildet sich ein, damit die Welt zu verändern. Hat er nicht von so einem biederen Typ in einem Büro erzählt? Das war vermutlich sein heimlicher Traum, die Zeit mit ihnen wird er unter jugendliche Dummheiten abheften und seinen Kindern stolz erzählen, dass er auch mal ein wilder Kerl war, der nachts mit Balaklava, *ja, so nennt man die Sturmhauben*, durch die Stadt getigert ist und Dinge angestellt hat. Nein, er wird das erst seinen Enkelkindern erzählen,

weil die eigenen sollen nicht auf Gedanken kommen, nicht auf die schiefe Bahn geraten, während die Enkel den Steinfeld-Opa, der sich manchmal, sie wissen auch nicht recht weshalb, Gradec nennt, sowieso nicht ernst nehmen. Was der erlebt hat, das ist für sie so weit weg wie der Erste Weltkrieg – ob der Steinfeld-Opa da schon gelebt hat? Der will uns sicher noch weismachen, dass er diesen Prinzen in Sarajevo erschossen hat.

Alles klar bei dir? fragt Chicana und deutet auf die Balaklava in Mirjams Händen. Sie hält sie fest, als ob sie nass wäre und sie sie auswringen wollte.

Varizella tippt Aquamarina, die heute Nacht die FahrerIn ist, auf die Schulter: Da ist es. Fahr aber weiter, die Nächste rechts, da kannst du dich hinstellen.

Als der Transit steht, wendet sich Varizella an alle: Okay, es ist drei Uhr fünfzig. Ich geh noch mal alles durch: Um Punkt vier macht der Laden zu, da torkeln die letzten Gäste raus. Der Inhaber kommt zwischen Viertel nach und zwanzig nach raus, in der Regel ist da noch einer von den Türstehern dabei. Wir konzentrieren uns klarerweise zuerst auf den Türsteher, den müssen wir ausschalten. Falls ein zweiter Türsteher mit dabei ist, wird die Aktion abgebrochen, zu gefährlich. Aber wenn's nur einer ist, bist du dran, Pollo. Du hast Rauschebart und Basecap? Alright. Du fragst den Türsteher um Feuer für deine Tschick. Dann muss es schnell gehen: Parko und Koko, ihr überwältigt ihn von hinten, Pollo, du legst ihm die Handschellen an. Und als

Nächstes sind wir an der Reihe, Ladies. Dann haben wir unseren Spaß mit dem Nazischwein.

Den Spaß haben wir noch nicht genau definiert, meint Mirjam.

Varizella grinst sie an: Keine Sorge, Mjam, es wird niemand abgeschlachtet. Ein Denkkärtchen, that's all.

Der Typ wird nachher so klein sein. Parko hält Zeigefinger und Daumen ein paar Zentimeter auseinander.

Chicana beugt sich zu ihm, verringert den Abstand zwischen den Fingern und lacht: Ich denke, er wird so klein sein.

Alle grinsen. Ein paar Minuten haben sie noch, aber alles scheint besprochen. Sie sitzen nebeneinander im Bus, sind konzentriert, fokussiert, merken, wie das Adrenalin sie nach draußen spülen will. Sie können es kaum erwarten. Intervention, die Soundsovielte? Nein, das hier ist Neuland, diesmal stehen sie dem Feind Auge in Auge gegenüber. Diesmal laufen sie nicht wie Phantome durch die Nacht, diesmal suchen sie die Konfrontation.

Okay, flüstert Varizella und schiebt die Tür auf. Nacheinander huschen sie hinaus, laufen zur Kreuzung, über die dreispurige Fahrbahn, die nach dem Regen glitzert. Sie verwandeln sich: Mirjam, Varizella und Chicana werden zu Kommando Fanal.

Kommando Fanal biegt als Erstes ab.

Pollo, Parko und KokoRoschka werden zu Kommando Ramus.

Kommando Ramus huscht durch die Unterführung und biegt dann ab.

Kommando Fanal erhöht mit einem Mal das Tempo – Varizella rennt voraus, die anderen beiden hinterher. Sie schlüpfen hinter einen Mauervorsprung, Mirjam und Chicana ziehen die Sturmhauben über, Varizella lugt um die Ecke.

Okay, alles bereit, flüstert sie. Pollo krebst schon vor dem Lokal herum, sonst ist niemand da. Perfekt. Die zwei Wichser müssten jederzeit rauskommen. Wartet auf mein Zeichen.

Varizella zieht ihre Balaklava über und Chicana öffnet die Sporttasche, aus der sie der Reihe nach drei Baseballschläger hervorzieht. Mirjam umklammert den Schläger und versucht, ruhig zu atmen. Die Stille wird ihr bewusst. Wie ungewöhnlich ruhig es ist für eine Stadt. Alles scheint zu schlafen. Sie scheinen wieder genau den Zeitpunkt getroffen zu haben, wenn die einen schon schlafen und die anderen noch nicht wach sind. Die Stunde der vollendeten Stille, in der die Stadt nur ihnen gehört. Vielleicht sind sie auch deshalb hier. Nicht nur, weil diese Typen zwei Araber krankenhaushausreif geprügelt haben, sondern auch, weil sie gleich rauskommen und diesen makellosen Moment zerstören werden.

Da kommt Varizellas Zeichen: Sie kreist Zeige- und Mittelfinger, was kurz so aussieht, als winke sie einem Kellner nach der Rechnung.

Mirjam folgt Varizella und Chicana, sie hält den Baseballschläger mit beiden Händen, von sich weg wie einen Plastikbeutel voller Hundescheiße. Ganz anders Varizella, die den Schläger durch die Luft kreisen lässt, als ob er ein elegantes Accessoire wäre. Da sieht Mirjam ein Huschen vor sich, einen Aufschrei und einen Mann, der zu Boden sackt. Es ist losgegangen, Parko und Koko haben dem Türsteher die Keulen in die Kniekehlen gerammt, aber alles, worauf Mirjam achtet, sind Varizella und der Lokalbesitzer, der, gerade als er zu schreien ansetzen will, merkt, dass sich jemand von hinten nähert. Varizellas Schläger zieht einen weiten Kreis, gleichzeitig dreht sich der Mann um, worauf sein Brustkorb mit voller Wucht das Holz empfängt. Mirjam sieht, wie der Mann stürzt, während KokoRoschka und Parko auf dem Türsteher knien und Pollo dabei ist, ihm die Handschellen anzulegen. Der Lokalbesitzer stöhnt. Chicana steht neben ihm, die Keule drohend wenige Zentimeter über seinem Kopf, und Varizella stellt sich jetzt auf die andere Seite, beugt sich zu ihm und fragt in spöttischem Ton: Na, Chef, alles okay da unten?

Du Schlampe, zischt er. Du hast mir eine Rippe gebrochen!

Ach, echt? Varizella schiebt Chicanas Schläger weg und setzt ein Knie auf den Brustkorb des Lokalbesitzers, der aufstöhnt.

Ich nehme nicht an, dass du wahnsinnig belesen bist. Aber ich denk, sogar Leute wie du kennen den Spruch:

Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Sie dreht ihren Baseballschläger, sodass er vertikal über dem Gesicht des Liegenden schwebt.

Kannst froh sein, dass du den Araberjungs kein Auge ausgestochen hast, sondern nur eine Nase gebrochen.

Eine blitzschnelle Bewegung, ein Knacksen, ein Schrei. Als würde der plötzliche Lärm sie aus einer Trance reißen, passiert alles Weitere mit enormer Schnelligkeit: Sie rennen zur Unterführung, hinter sich zwei schreiende Stimmen, die sie immer weiter hinter sich lassen, sie laufen in die Querstraße, springen in den Bus und würden gern viel weiter laufen. Bloß wohin?

Der Transit brettet die Straße entlang, während sie ihre Hauben herunterziehen. Aquamarina schaut zur neben ihr sitzenden Varizella, dann in den Rückspiegel:

Sagt schon, wie ist es gelaufen?

Hinten sitzen nur blasse Gesichter, niemand sagt was.

Die Rechnung haben wir ihm serviert, hört man auf einmal Varizella sagen. Sie lacht los und schreit: Hell yeah!

Pollo atmet pfeifend aus und stimmt zu: Hell yeah.



Ich weiß, es juckt, aber Sie dürfen nicht kratzen.

Zerais Unterarm sieht furchtbar aus. Aber zu einem Arzt wird er nicht gehen, sie braucht es gar nicht zu versuchen. Klassischer Fall von sturer, alter Mann. Vermutlich hat er keine Versicherung, lebt als U-Boot in Österreich, niemand weiß, dass er hier ist. Agnes malt sich immer wieder aus, wie er vor den Schergen der albanischen Diktatur geflohen ist. Es sind Stereotype, was bedeutet schon Schergen, sie schiebt die Bilder beiseite.

Ist das Albanisch?

Zerai sieht sie befremdet an. Er scheint nicht bemerkt zu haben, dass er vor sich hinmurmelt.

Sie sagen da immer wieder etwas, fällt Ihnen vielleicht gar nicht auf. *Kö ditön*, oder so ähnlich. Deutsch ist es jedenfalls nicht.

Zerais Blick klärt sich: Das ist ein bekanntes albanisches Gedicht. Mir ist nicht aufgefallen, dass ich –

Es ist das erste Mal, dass er heute mehr als Ein- oder Zwei-Wort-Sätze bildet. Agnes ermuntert ihn, weiter zu

sprechen: Ich habe noch nie Albanisch gehört, würden Sie es mir aufsagen, den Anfang vielleicht?

Das Gedicht ist von Andon Zako Çajupi, einem berühmten albanischen Dichter. Der Anfang geht so: *Që ditën që vdiqe, që kur s'të kam parë, lotet që kam derdhur s'më janë dhe tharë.*

Wunderschön. Auch wenn ich kein Wort verstehe.

Auf Deutsch übersetzt heißt das ungefähr: Seit dem Tag, an dem du gestorben bist, habe ich dich nicht mehr gesehen. Mir fließen die Tränen und sie trocknen nie.

Agnes weicht seinem Blick aus. Sie schaut hinüber auf das Regal, das nutzlos in den Raum ragt. Ihr wird klar, dass der Nachbar eine Fehlbesetzung in ihrer privaten Kinoschnulze war. Er ist kein Dissident, keiner, der bei Nacht und Nebel vor einer Diktatur geflohen ist. Er ist ein trauriger, einsamer, alter Mann, dem die Frau gestorben ist. Deshalb keine Fotos an den Wänden oder auf den Regalen. Einfach weil er die Erinnerung an seine Frau nicht erträgt.



In der Zentrale ist die Stimmung anders als nach früheren Interventionen. Komplexer. Pollo biegt zum Beispiel nicht zum Feuerwasser-Altar ab, sondern nimmt sich eine Spraydose und stellt sich an die Wand. Er fängt an, Outlines zu ziehen, wobei er ein eigenes Piece crosst. KokoRoschka zieht sich auf Korpsmatratze I zurück, um einen Joint zu drehen, Aquamarina und Chicana nehmen sich eine Flasche Roten und fläzen sich zusammen in den Polstersessel. Parko holt sich ein Bier aus dem Kühlschrank und lässt sich neben ihnen auf Klubsofa II nieder.

Mirjam schaut nach, ob Eiswürfel im Gefrierfach sind, und fragt, ob jemand ein Whiskey-Cola möchte. Bejahende Laute von Korpsmatratze I. Während Mirjam zwei Becher Whiskey-Cola mischt, geht Varizella zu den Bierkisten mit der Stereoanlage. Sie stöbert in den CDs, die auf dem Nebentisch verstreut sind, schiebt eine in den Player und ruft: Hat jemand was gegen Toxoplasma?

Sie dreht den Lautstärkeregler hoch und schon legt

die Gitarre los, gefolgt vom Bass. Die CD springt alle paar Sekunden, aber sie versuchen das zu ignorieren. Varizella stapft kopfnickend durch den Raum. Als sie draufkommt, dass sie den Text nicht auswendig weiß, geht sie zurück zur Anlage. Sie studiert die Rückseite der CD-Hülle, drückt ein paar Nummern weiter und die Gitarre brettert auf ein Neues los.

Hass auf den, der anders ist, anders als ihre Norm, grölt Varizella mit Wally Walldorf von Toxoplasma. Hass auf den, der Freiheit will und keinen Urlaub auf Mallorca.

Beim Refrain steigen ein paar von ihnen ein und mehrstimmig brüllen sie: *Ihre Welt aus Ordnung, die ist mir zu steril und ihre Freiheit ist wie Stacheldraaaaaht.*

Als der Song zu Ende ist, wirft Varizella sich neben Mirjam aufs Klubsofa I. *Asozial* ist die letzte Nummer auf der CD. Niemand steht auf, um eine andere Scheibe einzulegen, Pollo ist ganz aufs Sprayen konzentriert. Man kann noch nicht erkennen, was es werden soll. Der Joint wird herumgereicht wie die Olympische Fackel.

Da sagt Chicana: Ich kann immer noch das Knacksen hören.

Okay, ja, sagt Varizella und legt ihre Beine auf dem Beistelltisch ab: Ist ein wenig mit mir durchgegangen.

Mirjam sieht Varizella an und ihr ist klar, dass sie es noch mal tun würde. Es würde wieder und wieder mit ihr durchgehen.

Wir hätten das besser besprechen müssen, dann passiert so was nicht, sagt Chicana.

Na ja, wirft Parko ein: Man muss aber zugeben, der Typ hat's definitiv verdient.

Was für eine Schlagzeile, kichert Aquamarina: Arschloch, das Ausländern die Nase bricht, kriegt selbst die Nase gebrochen.

Sehr catchy klingt das noch nicht, meint Chicana. Da musst du noch dran arbeiten.

KokoRoschka streckt eine Faust in die Höhe und zitiert grölend den gerade gehörten Song: *Hass auf den, der anders ist, anders als die Springer-Presse!*

Er lacht und der Aschenbecher auf seinem Brustkorb wackelt gefährlich.

So was schafft's in keine Headline, sagt Varizella.

Nächtlicher Überfall mit gebrochener Nase? sagt Chicana: Ich glaube, die Chancen stehen nicht schlecht.

Die Redaktionen stecken das in die Schublade mit den üblichen Scharmützeln zwischen Links und Rechts. Heute eine gebrochene rechte Nase, das nächste Mal ein verstauchter Antifa-Zeigefinger. Das interessiert die einen Dreck. Die Sache ist die: Wenn wir Aufmerksamkeit wollen, dürfen wir nicht darum betteln. Wir müssen sie kidnappen.

Varizella hat sich aufgesetzt, ihre Augen funkeln.

Okay, sagt Chicana: Aufmerksamkeit kidnappen. Und was meinst du damit genau?

Wir werden bis ins Innerste des gegnerischen Appa-

rats vordringen. Varizella springt auf, geht zum Kühlschrank und holt eine Limo raus.

Du meinst, einer von uns soll irgendwo infiltriert werden und dann von innen heraus sabotieren? fragt Parko.

Varizella kehrt zu den anderen zurück, bleibt aber stehen: Wisst ihr, ich hab genug vom dauernden Antworten. Immer nur reagieren ist auf Dauer zu wenig. Wir sollten endlich mal zuvorkommen. Make the first step. Agieren, nicht immer nur reagieren. Wir sollten uns nicht bloß damit beschäftigen, den Status quo offenzulegen. Wir sollten ihn zum Einsturz bringen! Dazu müssen wir den einen Schritt weiterdenken, uns was Drastischeres einfallen lassen. Es muss so radikal sein, dass sich die bürgerliche Presse nicht länger blind stellen kann. So extrem, dass ihre Verdrehungen es nicht verdecken können.

Mirjam schaut sich um. Das ewig gleiche Systemsturz-Blabla, sie muss grinsen, als sie in den Gesichtern der anderen eine Mischung aus Neugier und Verunsicherung erkennt. Aber dann sieht sie Varizella und ihren gleißenden Blick und Mirjam ist mit einem Mal auch unsicher. Varizella scheint genau zu wissen, wie der nächste, große Schritt aussehen wird.



Zerai geht gerade an den Briefkästen vorbei, als die Haustür aufschwingt. Zerai erschrickt, es ist der Junge aus dem zweiten Stock, der eine prall gefüllte Stofftasche, die ihm hinabgerutscht ist, zurück auf die Schulter zieht. Etwas linkisch steht der Junge vor Zerai, sieht ihm in die Augen und sagt: Wenn Sie mal wieder Hilfe brauchen – (Als ob er wüsste, dass Zerai erst kürzlich wieder daran gedacht hat, wie sie gemeinsam das Sofa in seine Wohnung getragen haben.) Ich meine, ich kann gern für Sie Erledigungen machen. (Als ob er hineinsehen könnte in Zerais Gedankengänge.) Wäre kein Problem, meine ich. Einkaufen zum Beispiel, sagt er und tappt gegen die Tasche, die vermutlich mit gekauften Lebensmitteln befüllt ist.

Nimm einmal an, hört Zerai die Stimme seiner Frau: Nimm einmal an, ich wäre schwanger gewesen, als du mich zurückgelassen hast. Unser Sohn wäre jetzt ein junger Mann, genau wie dieser hier. Und Zerai sieht seine eigenen Augen in denen des Jungen, erkennt seine eigene Nase im Gegenüber.

Die Jugend gibt dem Vaterland Leben –

Zerai senkt den Blick, verjagt die Worte aus seinem Kopf. Zieht einen Verteidigungswall hoch, auf dass Leere in ihm herrsche. Er steht, wartet, bis er den anderen die Treppe hochgehen hört, die Tür aufsperrt und hinter sich schließt. Dann eilt er zurück in seine Wohnung.



Gernot war den ganzen Abend nicht in der Burggasse. Seit drei Stunden ist er in der Seidengasse. Agnes kontrolliert in regelmäßigen Abständen ihr Handy, beziehungsweise seines. Endlich hat der Pfeil den Standort gewechselt, Agnes kann die Nachricht abschicken: *Haben kein Brot mehr. Gibts in der Seidengasse nicht einen Bäcker, der noch offen hat?*

Sie wartet. Unglaublich, wie nahe sie sich Gernot fühlt. Sie spürt, wie er sich den Kopf zerbricht, ihre Nachricht einzuordnen versucht, nach einer geeigneten, unverfänglichen Antwort sucht. Da kommt sie schon: Eine Nachricht, die den Blickkontakt meidet. Agnes erkennt fast körperliche Symptome in den Wörtern. Sie zeigen ein unangebrachtes Lächeln. Sie blinzeln. Sie husteln vor sich hin.

Wem wollt ihr Wörter etwas vormachen?

Agnes geht zur Abwasch und holt den Müllsack darunter heraus. Sie wirft den Brotlaib, den sie heute Morgen gekauft hat, hinein. Der Müllstierer wird sich denken, im Haus Nummer 63 ist der Luxus ausgebrochen.

Er wird sich den Kopf zerbrechen, was ein frischer Brotlaib im Müll zu suchen hat.

Sie sieht sich an, was noch im Abfall liegt: ein verschrumpelter Yogi-Teebeutel, die leere Verpackung einer Himbeer-Milkschokolade, ein Lippenpflegestift, Geschmack Creamy Vanilla.

Wenn man sich das anschaut, man könnte mich für ein Mauerblümchen halten.

Ein Grinsen überzieht ihr Gesicht: Denkste!



Man sollte was sagen. Aber Marek will nicht spießig wirken, und es ist nicht so, dass der Immobilienwert darunter leiden würde – das Stiegenhaus ist ohnehin in einem katastrophalen Zustand, da macht ein wenig Gekritzel ja wirklich nichts. Trotzdem, man kann doch nicht mit einem fetten Edding auf Wände malen.

Marek geht an dem Dreadlocks-Mädchen vorbei und sagt: Hallo.

Sie zuckt zusammen und ruft: Oy, hast du mich aber erschreckt!

Dann dreht sie sich wieder um und schreibt seelenruhig weiter. Marek geht bis zum Treppenabsatz und schaut sich an, was sie hinschreibt. Es ist ziemlich hingefetzt, aber mit ein bisschen Anstrengung kann er es lesen: *Man will aus uns schön eingegrenzte Ichs machen, nach Eigenschaften klassifizierbar und erfassbar – kurz: kontrollierbar. Let's be unberechenbar!*

Als sie fertig ist, dreht sie sich wieder zu ihm: Ach, du bist noch da.

Marek fällt nichts anderes ein, als blöd zu grinsen.

Wohnst du im zweiten Stock?

Marek nickt.

Ich wollte zu deiner Nachbarin, sagt das Dreadlocks-Mädchen: Bin 'ne Freundin von ihr.

Marek schätzt sie auf 17, höchstens 18, und fragt sich, wie die Freundschaft zwischen den beiden aussehen mag. Er stellt sich vor, wie es wäre, mit einem Fünfzigjährigen befreundet zu sein, ihm kommen aber nur klischeehafte Gespräche über Generationskonflikte in den Sinn.

Und weil sie nicht da ist, hast du ihr eine Nachricht hinterlassen?

Marek deutet mit dem Kinn zur Kritzelei, das Mädchen denkt aber nicht daran, auf seinen Seitenhieb einzugehen, grinst ihn nur an.

Interessante Aussage jedenfalls. Stammt das von dir?

Nope. Na ja, wurde ein bisschen ausgeschmückt von mir, aber das meiste ist vom Unsichtbaren Komitee. Kennst du?

Marek verneint und fragt, ob er Mirjam etwas ausrichten soll.

Ach, ihr kennt euch?

Das Dreads-Mädchen stellt sich vor ihn und misst ihn mit durchdringendem Blick: Sag ihr –

Sie nimmt eine Haarsträhne und kitzelt ihn damit an der Nase. Die Geste ist so überraschend, dass Marek einen Schritt zurückweicht. Sie lacht und läuft die Treppe hinab, und, auf der Zwischenebene

angekommen, ruft sie zu ihm hoch: Sag ihr, wir treffen uns Freitag, um den anvisierten Weg zur Revolution noch mal durchzukauen.

Er hört, wie sie hinabtrippelt und mit einem lauten Satz im Erdgeschoss landet, und Marek wird klar, dass sich die beiden aus so etwas wie einem marxistischen Lesekreis kennen müssen.

Als er die Haustür zufallen hört, geht auch er die Treppe hinab und hinaus auf die Quellenstraße. *Der Weg zur Revolution*. Seine Füße schmerzen, halten ihn aber nicht davon ab, einen weiteren Tag durch die Straßen und über die Plätze der Stadt zu laufen, einem Raster folgend, das sich ihm irgendwann erschließen wird. Und wenn es so weit ist, macht er seine eigene, private Revolution.



Zwei Handvoll Tomaten, eine Gurke, einen Beutel mit tiefgefrorenen Köfte, einen Wurstkranz der Marke Yörem, Schafkäse von Sütdiyari, Gazi-Yogurt, schwarze Oliven von Marmarabirlik, die sind im Angebot, und ein Fladenbrot aus dem Stapel vor der Kasse. Sechshundert Jahre, nachdem der waffenbewehrte Skanderbeg die Osmanen zurückgedrängt hat, erledigt Illir Zerai seinen Wocheneinkauf im türkischen Supermarkt.

Treqind, sagt der junge Mann hinter ihm in der Schlange. Sein Begleiter entgegnet: *Sa?*

Zwei Wörter, die Zerai aus seinen Gedanken reißen.

Der eine sagt: *Të duket shtrenjt?* und Zerai weiß, dass die beiden jungen Männer hinter ihm Albaner sind. *Die albanische Jugend wird wie immer in den vordersten Reihen der Schlachten stehen, die in Zukunft auf uns warten, um unsere siegreiche Revolution zu Ende zu führen, um Albanien schöner, wohlhabender und stärker zu machen.* Jetmiras Stimme flüstert: *Sag's ihnen. Zeig ihnen, dass du ein Adlersohn bist.* Aber ihre Stimme wird von den Worten Enver Hoxhas überlagert: *Unter*

der Führung der Partei möge die hohe Gestalt unserer Jugend, der ruhmreichen jungen Generation des sozialistischen Albanien, schön, rein und heldenhaft erstrahlen ... Sag's ihnen ... Die Jugend gibt dem Vaterland Leben und führt der Partei frisches Blut zu ... Sag's ihnen ...

Die beiden Männer starren ihn an. *Ça ka ky?* sagt der eine. Der andere baut sich vor Zerai auf und sagt auf Deutsch: Was ist mit dir?

I riu u jep jetë dhe energji atdheut, sagt Zerai mit der Stimme des Führers der Partei der Arbeit und des albanischen Volkes: *Dhe furnizon partinë me gjak të freskët!*

Der ist total deppert, sagt der eine, der andere schüttelt nur den Kopf und lacht.

Die Kassiererin fragt die beiden, was Zerai gesagt hat. Keine Ahnung, sagt der eine: Dass wir Blutspender für irgendeine Partei sind oder so.



Als müsste er sein Gesicht am Fliehen hindern. Gernot fährt sich mit einer Häufigkeit ins Gesicht, die fast als Tick gelten kann. Es ist ihr bislang nicht aufgefallen: In regelmäßigen Abständen greift Gernot sich an Schläfe oder Wangenknochen, zupft am Nasenflügel.

Agnes' Frage ist an Harmlosigkeit kaum zu übertreffen, keinerlei Grund, sich unwohl zu fühlen. Gut, vielleicht hat sie ihn eine Spur zu lang angesehen.

Ja, war nett, der Abend. Das Übliche halt, würde ich sagen. Ein paar Runden getanzt, danach noch ein, zwei Gläser. Schöne Grüße von Ines und Walter, du sollst dich wieder mal blicken lassen.

Ein wenig ist dieses Ins-Gesicht-Greifen auch, als wolle er überprüfen, ob alles am rechten Platz ist. Und wie zur Verschleierung seiner Gesichtsinpektion endet diese immer mit einem Rubbeln, das sagen soll: Ich bin nur ein wenig müde, aber trotzdem voll bei dir, ich hör dir zu.

Heute war ich bei einem Patienten, der mich irgendwie an einen Schauspieler aus Schwarzweißfilmen erin-

nert hat. Ich weiß nicht, wie er heißt, hohe Stirn, knautschiges Gesicht. Vielleicht war's die Frisur, der Patient hatte einen strengen Scheitel, ich konnte ihn mir gut im breitschultrigen Dreiteiler mit Einstecktuch vorstellen.

Bogart?

Nein. Egal.

Der Patient hatte ihr in die Augen gesehen und etwas gesagt, das so überhaupt nicht zu einem Leinwandhelden passte. Sie glaubte, sich verhört zu haben, sagte: Bitte? Aber dann kam der genau gleiche Satz: dass sie ganz so aussehe, als würde sie einen Schwanz nötig haben, und er sich gern zur Verfügung stellen würde.

Was für ein Arschloch, sagt Gernot. Aber was hast du gemacht, einem Patienten kann man schwer eine runterhauen.

Ich hab sogar der Verlockung widerstanden, die Vene ein paarmal nicht zu treffen.

Von so einem Scheißkerl brauchst du dir das nicht bieten lassen. Von wem könntest du dir da Hilfe holen? fragt Gernot und streicht über ihre Schulter, als würde er eine dort gelandete Schneeflocke abstreifen.

Ich weiß mir schon zu helfen, sagt Agnes, keine Sorge.

Als Gernot gegangen ist, nimmt sie das Kuvert zur Hand, das am Vortag im Mitarbeiterfach gelegen ist. Sie überfliegt ein weiteres Mal das Begleitschreiben, schmunzelt über die Erklärung, die Ergebnisse würden

Handlungsfelder offenlegen. Agnes hat jetzt einen neuen Lieblingseuphemismus. Fortan wird sie nicht mehr von Fehlern oder Defiziten sprechen, sondern von *Handlungsfeldern*.



30 000 pro Nase. Aber wenn Mirjam die Gruppe wirklich finanziell unterstützen würde, wäre sie auf einmal die Gönnerin. Gäbe es dann nicht, auch wenn die anderen es bestreiten würden, ein Machtgefälle? Sie stünden nicht länger auf derselben Stufe. Übertrieben formuliert, würden die anderen in ihrem Auftrag handeln und immer im Hinterkopf haben, ob sie in ihrem Sinn agierten. Einschränkungen wären die Folge. Oder Selbstbeschränkungen: Denn wie würden sie damit umgehen, mit einem Mal 30 000 Euro in der Tasche zu haben. KokoRoschka würde eine Zeit lang heftig Party machen, so viel ist sicher. Pollo einen Rieseneinkauf im Sprayerladen, diese Dosen sind extrem teuer. Aber die drängende Frage ist, wie Varizella reagieren würde. Das Geld würde sie noch weiter antreiben. Nicht nur der nächste große Schritt wäre auf einmal das Ziel. Sie würde über alles hinwegstürmen, so wie die Anführerin in diesem Delacroix-Bild. Aber die Farben der Flagge, die sie schwenkt, wären nicht die französischen, sondern rotes Kreis-A auf schwarzem Grund.

Nachdem sie Marek empfohlen hatte, an die Luft zu gehen, ist ihr eingefallen, dass das auch für sie eine Option wäre. Auf den Wilhelminenberg zu fahren ist ihr zu weit, sie hat sich für die nächstgelegene Möglichkeit entschieden. Mirjam sitzt auf einer der Holzbänke am Reumannplatz, sieht sich von Bäumen umgeben. Selige Naturverbundenheit will sich aber nicht einstellen. Die Geräusche einer nahen Baustelle, vorbeifahrende Busse, laut miteinander redende Passanten, spielende Kinder, das Ganze unterlegt durch den Straßenmusiker, der neben dem U-Bahn-Abgang in sein Instrument bläst. Einiges an akustischer Belästigung in der vermeintlichen Ruheoase.

Das Ende der gestrigen Nacht war da ruhiger. Das Ticken des Weckers: Dass zwischen dem alten Zinnaschenbecher und dem Wasserkocher ein Wecker steht, haben alle mitbekommen – außer Parko vielleicht, der erstaunlich blind durch die Welt läuft. Dass dieser Wecker unglaublich laut zu ticken pflegt, ist bis zu diesem Zeitpunkt allerdings niemandem aufgefallen. Sechs mitgezählte Sekunden hat es gedauert, bis der Erste sich zu Wort meldete: Ähm, mit unserem Grundsatz, dass wir unangreifbar bleiben, wird das aber schwer vereinbar sein.

Deutlichere Worte fand Mirjam: Ist jetzt nicht dein Ernst, Vari.

Aber Varizella verzog keine Miene: Wir werden nachts zuschlagen und maskiert sein, sagte sie. Weil

die maskierte nächtliche Aktion die unangreifbare Angriffsposition ist.

Lass mal die Pamphletsprüche stecken, ist Mirjam sie angefahren. Du spinnst doch.

Doch Varizella hatte schon einen Plan parat, den sie vor ihnen ausbreitete: Diesmal sind sie alle *ein* Kommando, das *zwei* Aktionen durchführt. Aktion 1 findet am Vorabend von Aktion 2 statt. Aktion 1 besteht im Akquirieren eines Einsatzfahrzeugs. Mit diesem fahren sie genau hinein ins Innerste des gegnerischen Apparats. Sie würden maximales Chaos verursachen, während zwei von ihnen den Innenminister ins Einsatzfahrzeug zerren.

Die Aufmerksamkeit kidnappen, wörtlich genommen.

Ich möchte nicht wie die Ulrike Meinhof enden, befand Mirjam, stand auf und legte sich auf die noch freie Matratze. Inzwischen war es sechs Uhr früh, sie wollte mit diesem Blödsinn nichts mehr zu tun haben. Sie drehte den anderen den Rücken zu und schloss die Augen. Nur ihre Ohren konnte sie nicht ausmachen, sie hörte Varizella, abgesehen von einigen kurzen Einwürfen hörte sie fast nur Varizella. Man müsse die Autorität ohne Pathos, dafür mit Lässigkeit und Spott zu Fall bringen. Mirjam hörte: Mut zur Initiative, Befreiung aus der Ohnmacht, Stärke zeigen, Schlagkraft, Unerbittlichkeit. Und dann hörte sie nichts mehr, weil sie eingeschlafen war.

Warum hat sie fast nur Varizella reden gehört? Konnten die anderen auch nur mit dem Gedanken lieb-äugeln, bei dem Wahnsinn mitzumachen? Varizella ist nichts als ein Kind, das *System stürzen* spielt und nicht weiß, wann das Spiel aufhört. Aber diese Grenze hat sie längst überschritten, und mittlerweile ist sie unberechenbar geworden. Hat sie überhaupt eine Ahnung, wie so was endet? Die Slogans der RAF kann sie, aber weiß sie auch, was mit den meisten Menschen hinter den Slogans passiert ist?

Wie konnte Mirjam so lange übersehen, was in Varizella brodelt? Aber was geht in den anderen vor? Nachdem sie aufgewacht war, sah Mirjam Aquamarina und Chicana, die auf dem Polstersessel lümmelten. Weshalb waren sie überhaupt in der Gruppe? Eigentlich doch nur, weil sie nicht wussten, wo sie sonst hinsollten. Beide aus erkonservativem Umfeld, genießen sie es, im Heimathafen ungestört Lesben sein zu können. Die Interventionen machen sie nur mit, weil's irgendwie dazugehört, wie ein Mitgliedsbeitrag. Neben den beiden Parko. Parko mit seinem Parka versucht zu kompensieren, dass er nicht bei den Zapatisten in Mexiko mitmisch, aber in Österreich ist das Radikalsein schließlich doch entspannter. KokoRoschka, der auf der Korpsmatratze den ersten Joint des Tages dreht, ist unterm Strich einfach nur durchgeknallt. Der würde alles tun, solange es den Schrägheitsstempel trägt. Politik ist ihm völlig egal. Und Pollo? Der will eigent-

lich nur seine Graffiti an Wände bringen. Wieso ist er nicht in einer Sprayer-Crew? Wahrscheinlich, weil sie ihn rausgeworfen haben. Genau betrachtet sind seine Sachen nicht gut. Bis zuletzt konnte sie gestern nicht herausfinden, was das an der Wand darstellen sollte.

Der Anspruch, sich gegen Missstände aufzulehnen, ist immer nur ein Vorwand gewesen. Jeder von ihnen hatte von Anfang an eigene Ziele. Nur eines teilten sie sich: Jeder von ihnen versuchte, seiner Einsamkeit zu entkommen.

Aber was ist mit ihr? Ja, warum ist Mirjam noch mal dabei? Weil sie schon immer eine Punkerin war, die das Kollektiv sucht? Weil die Hausbesetzerzeit in Berlin ihre besten Jahre waren? Na ja, Teil eins der Hausbesetzerzeit, bis sie durchschaute, dass in Squats genauso abstoßende Leute herumlaufen können wie anderswo. Und vielleicht, weil die beeindruckten Gesichter ihren Stolz fütterten, wenn sie von Berlin erzählte. Das erste Mal, dass Mirjam so etwas wie Bewunderung erlebte – weder Pferdeschwanz-Mirjam noch Frau Götz ist das je passiert.



Wie gut kommuniziert Agnes Wallner? 1 x *Einigermaßen gut*. *Wie gut arbeitet Agnes Wallner mit anderen zusammen?* Auch hier durch die Bank: *Sehr gut*, nur 1 x *Einigermaßen gut*. Wer ist bloß diese Einigermaßen-Person? Die Onkologie ist nicht ihre erste Station (*auch nicht die letzte, haha*), sie ist allen zwischenmenschlichen Minenfeldern ausgewichen. Hat sich bei jeder einzelnen Schwester vorgestellt (Oder hat sie eine vergessen, die ihr das bis jetzt nachträgt?). Sie hat die Grundregel, sich bloß nicht mit den Schwestern anzulegen, verinnerlicht. Ja, sie weiß, dass die Schwestern die heimlichen Herrscherinnen über die Stationen sind. Sie kennen die ungeschriebenen Gesetze, und wenn du ihnen blöd kommst, wenn du die arrogante Jungärztin gibst, lassen sie dich eiskalt auflaufen. *Wie respektvoll ist Agnes Wallner im Umgang mit Ihnen?* 1 x *Einigermaßen*. Keine Frage, dieses meckernde Einigermaßen kommt *von unten*. Dem Oberarzt gegenüber ist sie ausreichend respektvoll, mit den Assistenzärzten hat sie keine Probleme, und der Primar wird sich in

dieser Hinsicht auch kaum beschweren. Vielleicht der „Doktor“ Berger, der Wagerlschieber? Dass sie ihm vor der Patientin gesagt hat, es stehe ihm nicht zu, Diagnosen zu stellen, war ein wenig patzig von ihr, zugegeben.

Wie klar erkennbar sind für Außenstehende die Visionen und Strategien von Agnes Wallner? Na gut, würde sie jemand in diesem Moment sehen, er hätte keine Chance, die Situation zu begreifen, nicht einmal *einigermaßen*: Agnes stellt die Torte vor der Tür ab, sperrt auf und betritt ihre Wohnung. Sie hat etwa eine Viertelstunde, bis Gernot kommt. Sie geht duschen, zieht sich etwas Gemütliches an, stellt einen Topf mit Tomatensuppe auf. Als sie den Schlüssel im Schloss hört, erwartet sie Gernot am Rahmen der Küchentür lehrend, den Kochlöffel abschleckend.

Hallo Schatz, sagt Agnes freudig: Was hast du denn da?

Keine Ahnung, Gernot schaut etwas verwirrt drein. Er druckst richtiggehend herum: Äh, weiß nicht, das stand vor der Tür.

Was heißt, das stand vor der Tür. Warum legt jemand eine Torte vor der Tür ab?

Gernot hebt die Schultern, wirkt hilflos.

Danke, liest Agnes die Schrift aus Zuckerguss ab. Also bei mir muss sich momentan niemand bedanken. Bei dir etwa?

Keine Ahnung. Schön langsam gewinnt Gernot seine Fassung zurück: Was soll's, schneiden wir sie auf.

Ja, klar. Agnes schwenkt den Kochlöffel wie einen Zauberstab: Auf den unbekanntem Gönner. Oder die Gönnerin.



Da ist sie. Auf einmal kommt sie ihm am Gehsteig entgegen. Als wäre nichts dabei, als sei es ganz natürlich, dass sich unter zwei Millionen exakt diese zwei Menschen über den Weg laufen, zu dieser Tageszeit, in dieser Nebenstraße. Ihm entgegen geht Bea, und zwar exakt die Bea, die er kennt. Alle Vera-Züge sind weggeschwunden, das Muttermal auf der korrekten Seite, die Haare in der richtigen Farbe. Weggefegt ist die hybride Bea/Vera/Lea. Das ist Bea. Bloß gleitet ihr Blick ohne ein Erkennen an ihm ab, als wäre er ein x-beliebiger Passant. Sie blickt nachdenklich vor sich hin und geht an ihm vorbei.

Marek dreht sich um, folgt ihr. Ein zweites Mal ansehen und sie erkennt ihn. Natürlich hat sie nicht damit gerechnet, ihm zu so einer Stunde in irgendeiner belanglosen Seitengasse wieder zu begegnen. Aber was sagen? An ihrem Gang erkennt er: Sie weiß, dass jemand ihr nachgeht. Was macht das auch für ein Bild – ein Kerl läuft einer jungen Frau bei Dunkelheit in einer menschenleeren Straße hinterher. Das Narrativ kennt man,

er muss es korrigieren. Er ist nicht jemand, der Frauen auf dem Nachhauseweg hinterherschleicht, er ist hier entlanggegangen, weil er seit Tagen planlos durch die Stadt läuft, auf der Suche nach sich selbst, nach dem Ort, an dem er sich vor Wochen verloren hat. Aber jetzt ist ihm klar, allein deshalb war er unterwegs: um ihr zu begegnen. Irgendwann musste es so weit sein, er wusste es und er hatte recht. Er musste nur immer weitergehen. Er ist ein Suchender und kein Lustmolch – er macht einen Satz, der jeden Zweifel daran wegwischt und der ihn auf eine Höhe mit Bea bringt. Die Panik auf ihrem Gesicht, er will sie schnell vertreiben: Wir kennen uns, von der Party bei David. Und der Schrecken verschwindet, aber kein Erkennen macht sich breit, dafür Ärger: Keine Ahnung.

Bea wendet sich ab, quert die Straße, wechselt auf den gegenüberliegenden Gehsteig. Sie beschleunigt ihren Schritt, den Kopf eingezogen, die Arme um ihren Körper geschlungen. Aber – was soll er sagen? Sie hastet weiter, er fällt zurück, blickt ihr nach.

Ich bin Marek. Was gibt es noch zu sagen, ihm fällt nichts ein.



Zerai überwindet sich. Nachdem er vom letzten Supermarktbesuch unverrichteter Dinge nach Hause gekommen ist, lässt sich der Wocheneinkauf nicht länger aufschieben. *Ist das nicht der Albaner, der seine Einkäufe am Förderband liegen hat lassen und rausgestürmt ist?* Es gibt genügend Supermärkte in der Gegend, in denen er noch nie war. Wo man ihn nicht argwöhnisch beäugen wird. Zerai tritt aus der Wohnung und taumelt zurück. An der Wand steht etwas geschrieben. Er versucht die Schrift zu entziffern, aber die Buchstaben tanzen vor seinen Augen. Er konzentriert sich, kann nur vereinzelte Buchstaben erkennen, die Wörter ergeben keinen Sinn.

Hinter ihm ein Räuspern, er fährt herum: Guten Tag, Herr Zerai.

Er sei der Freund von Agnes Wallner, der Nachbarin.

Der Mann grinst Zerai seltsam an, deutet an ihm vorbei und sagt: Keine Ahnung, wer das war. Ich hoffe, die Hausverwaltung unternimmt da was.

Zerai nickt. Er blickt wieder auf die Schrift und murmelt: Ich kann es nicht lesen.

Nichts Wichtiges, nur irgendwelche linken Parolen, sagt der Mann der Nachbarin und fügt leiser hinzu: Wahrscheinlich die Punkerin vom zweiten Stock.

Parolen? flüstert Zerai.

Was will der Mann der Nachbarin? Was will er sagen? Ein Unbekannter hat eine Torte vor seiner Tür abgestellt. Wieso sollte das jemand tun? Was soll das *bedeuten*? Erst die Frau von nebenan, dann der Junge mit dem Sofa, jetzt der Mann der Ärztin – was wollen alle auf einmal von ihm? Jahrelang hat er es verstanden, unbehelligt in seinen vier Wänden zu leben, mit einem Mal zieht er das Interesse des ganzen Hauses auf sich. Wer kommt als Nächstes? Wer will als Nächstes etwas von ihm?

Er konzentriert sich wieder auf sein Gegenüber: Was ich eigentlich fragen wollte, Herr Zerai. Sie hatten in letzter Zeit ja recht viel Kontakt mit Agnes. Ich hoffe, Ihr ... Ausschlag ist schon besser.

Zerai unterdrückt den Impuls, die bandagierten Unterarme hinter seinem Rücken zu verstecken (Sakkoärmel und Hemd sollten genügend Schutz bieten, und wie sähe das aus, wenn er auf einmal die Arme verbergen würde? Verdächtig sähe es aus!).

Deshalb wollte ich fragen, ob sie, also die Torte, ob sie vielleicht von Ihnen ist?

Weshalb sollte er eine Torte vor einer Tür abstellen, Zerai schüttelt den Kopf. Ich weiß nichts von einer Torte. Oder habe er zufällig jemanden gesehen, der ... oder die etwas vor ihrer Tür abgelegt hat? Zerai

schüttelt weiterhin den Kopf und lässt den Mann stehen. Kaum ist die Tür hinter ihm ins Schloss gefallen, reißt er sich die Bandagen herunter. Parolen? Er untersucht die Unterarme, fieberhaft kontrolliert er, ob eine seiner Parolen verschwunden ist. Sind sie denn nicht einmal unter der Haut in Sicherheit? Und was hat die Nachbarin damit zu tun? Hat sie etwas lesen können? Hat sie es auf die Wand geschrieben, so dass jeder es sehen kann, damit jeder sieht, wer sich hinter der Tür 2 in der Quellenstraße 63 verbirgt?



In einem funktionierenden System müssen alle Scharniere geölt sein. Im Krankenhaus läuft es bestens – nachdem sie dem Pfleger Berger vor zwei Patientinnen (die immer größere Ohren bekamen) erklärte, es tue ihr leid, wie sie ihn neulich angefahren habe. Das Gesagte mit ein wenig reumütigem Augenaufschlag unterlegt, schon schob der Berger sein Wagerl mit selbigem Lächeln weiter. Bevor sie das Zimmer verließ, hatte Agnes den beiden Patientinnen zugezwinkert: Wie unkompliziert ist doch die Bedienungsanleitung für alte, weiße Männer!

Das System Krankenhaus dürfte also von jeglichem *Einigermaßen* befreit sein, es ist Zeit, sich um den Komplex Agnes-Gernot zu kümmern. Sie geht zuerst zur Trafik, in der für gewöhnlich die Punkerin von oben arbeitet. Keine hundert Meter weiter befindet sich der Schlüsseldienst, bei dem sie den Schlüssel für Gernot nachmachen hat lassen. Als der Angestellte verstanden hat, was sie braucht, schaut er sie erst skeptisch an, verkauft ihr dann aber doch den Schlüssel. Am Rückweg

kauft sie in der Drogerie ein. (*Wie viel Vertrauen haben Sie in Agnes Wallner, die richtigen Entscheidungen zu treffen? – Einigermaßen extrem viel.*)

In der Wohnung bindet sie ein rosa Geschenkband um den Schlüssel, geht dann hinab zu den Postkästen und wirft ihn ein. Sie wird Gernot fragen, ob er am Briefkasten gewesen ist und ob was für sie dabei war. Sie ist gespannt.

Für den Abend hat Gernot einen Tisch beim Japaner reserviert. Als Agnes im Gehen die Wohnungstür abschließt und sich zu ihm dreht, streicht er die Haarsträhne, die ihr regelmäßig ins Gesicht fällt, beiseite und fährt mit dem Handrücken über ihre Wange. Eine Geste, die lange Zeit vergessen war. Agnes lächelt ihn an, blickt zu Boden – da ist ein Kuvert, das halb verdeckt unter der Fußmatte hervorschaut. Sie bückt sich und hebt es auf. Obwohl sie weiß, dass es nicht für sie bestimmt ist. (*Als wie hilfsbereit würden Sie Agnes Wallner einschätzen? – außerordentlich hilfsbereit.*)

Da steht Gernot drauf, sagt sie und gibt es ihm.

So geheim kann's nicht sein, das Kuvert ist nicht mal zugeklebt.

Agnes schnuppert: Parfümiert? Sie beugt sich vor, schnuppert genauer: Den kenne ich doch, den Duft.

Ja, sie hat den Duft damals in der Salsabar gerochen, als sie sich von Mariella verabschiedet hat. Im normalen Drogeriemarkt erhältlich und nicht besonders teuer.

Das sagt sie Gernot natürlich nicht, sondern nur: Falls du eine Verehrerin hast, ist sie ziemlich ungeschickt. Das Kärtchen war nicht besonders gut versteckt. (*Neigt Agnes Wallner zu Eifersucht? – Keineswegs. Sie scheint ein durchwegs gesundes Selbstvertrauen zu haben.*)



- 19 *Unter einen Tisch/eine Bank greifen und auf einen Kaugummi stoßen*
- 16 *Insekten (im Auge, im Mund, überhaupt)*
- 12 *Den Anfang vom Tixo suchen*
- 9 *Sich einen Keine-Werbung-Aufkleber für den Postkasten organisiert haben und dann hängt die Werbung an der Türklinke*
- 5 *Nachbarn, die bei offenem Fenster Sex haben und ext-
ralaut dabei sind*
- 3 *Heißes Wetter und kein Geld für Urlaub*
- 2 *Leute, die eine Sportmannschaft aus einer Stadt unter-
stützen, in der sie nie waren*

Alles aufschreiben, fordert der Anthropologe Malinowski. Konfrontiert mit einem Wirrwarr an Fakten, weiß man nie, was sich als wichtig oder unwichtig erweisen wird. Deshalb: Verwandle alles in Daten. Zu Weihnachten hat sein Vater ihm einmal ein Trikot der New York Giants geschickt. Marek weiß, dass Football-Shirts extraweit getragen werden, aber seines ging ihm bis über

die Knie. Er hat es am Weihnachtsabend anprobiert und später ganz unten im Schrank verschwinden lassen. Das ist zehn Jahre her, ob es ihm inzwischen passt?

Marek legt das Notizbuch mit den *Pet Hates* beiseite und nimmt sein Handy. Er ruft seine Mutter an.

Er wird mit ihr über Finanzielles reden, wird andeuten, dass er sich nach einem Job umschaute.

Er ist 23 und wohnt in einer Wohnung, deren Miete seine Mutter bezahlt.

Er ist 23 und hat drei Semester (ein wenig / zu wenig) Anthropologie studiert.

Er ist 23 und ist wochenlang einer Illusion hinterhergelaufen.

Er ist 23 und hat keine Ahnung, wie American Football funktioniert.

Er ist 23 und war noch nie in New York.

Er ist 23 und sucht immer noch nach dem Moment, der eine Bedeutung bringt.

Was macht er überhaupt? Eine Floskel, eine scheinbar unverfängliche Frage, die ihm seine Mutter am Telefon gestellt hat, hält ihn gefangen: *Was machst du?*

Morgens nach dem Frühstück Zähne putzen, dann den Laptop hochfahren. Nein, noch vor dem Frühstück schaue ich aufs Handy, ob irgendeine Nachricht, irgendein Ereignis –

Marek denkt an seine Schulzeit, an die Aufsätze, die sie in der Unterstufe schreiben mussten. *Mein Tages-*

ablauf dürfte ein beliebtes Thema gewesen sein. Die alltäglichen Verrichtungen sind unverfänglich, jeder macht täglich ungefähr das Gleiche wie sein Nachbar. Jeder steht am Morgen auf, der eine isst Honigbrot, der andere Käsebrot. Müsli? Ach wirklich, Elias ist ein passionierter Müsliesser, wer hätte das gedacht.

Oder *Mein Urlaub*. Er schätzt, dass österreichweit 20 % der Deutschaufsätze den Urlaub als Thema haben. Dabei ist das eine heikle Materie. Während 5 % in den Energieferien mal schnell zum Tauchen auf die Malediven jetten, sitzen die traurigen 30 % Unterschichtkids daheim vor der X-Box und metzeln Zombies. Als Lehrer will man solche Demütigungen sicher vermeiden. Marek stellt sich eine Szene vor, die so nie passiert ist. Er erinnert sich an Herrn Steger, dessen Sadismus er vier Unterstufenjahre lang ertragen musste, und legt ihm die Worte in den Mund: Na, Hakan, in den Ferien einen neuen Punkterekord aufgestellt?

Am delikatesten ist wohl das Thema *Meine Familie*, dem gibt er keine 10 %. Bei *Meine Familie* sähe sich der kleine Marek auf einmal mit Fragen konfrontiert, wie: Und wo ist dein Vater? Ist der tot oder abgehauen?

Und wie sieht es mit *Erlebnisaufsätzen* aus? Müsste Marek einen Aufsatz darüber schreiben, was er zuletzt erlebt hat – man kann kaum genug schriftstellerisches Talent besitzen, um spannend darzustellen, wie er tagelang ziellos erst durchs Internet, dann durch die Stadt gestreift ist, nur um einen lausigen

Höhepunkt zu erleben. Beas Worte, die da lauteten:
Keine Ahnung.

Es reicht. Er wird sich selbst aus dem Sumpf ziehen. Raus an die Luft, hat ihm Mirjam geraten. Die Luft ist sicher am Kahlenberg oder am Wilhelminenberg besser. Vielleicht hilft die vielbeschworene Fahrt ins Grüne.



Sie sitzt schon längst nicht mehr am Reumannplatz, sondern geht über die Buchengasse nach Hause. Der Kopf ist gelüftet, die vertrackten Gedanken haben sich irgendwie verzogen, ob mit der U-Bahn oder mit dem Bus – wen juckt's. Mirjams Stimmung ist beinahe bestens. Sie geht an verschiedenen Läden vorbei, sieht sich die Auslagen an. Sie bleibt vor einem Werbeplakat stehen, man sieht eine Wüste, der zwei Kamele stehen. Der Himmel ist blau, der Sand leuchtend orange. Mirjam kommt die Phrase *jemanden in die Wüste schicken* in den Sinn.

Der Mann blickt sie belustigt, aber auch freundlich an und fragt, wie er ihr helfen kann.

Ich hätte gern irgendwas Last Minute, sagt Mirjam. Mit Meer.

Einmal im Leben einen richtigen Proletenurlaub. Einfach mal sehen, wie Mallorca ist. Oder Ibiza. Wer weiß, vielleicht kommt sie auf den Geschmack.

Mirjam beobachtet, wie der Mann auf seiner Tastatur herumtippt, und stellt fest, dass man ihn sich überall

besser vorstellen kann als in einem Reisebüro. Erstens ist er in einem Alter, in dem er schon längst in Pension sein sollte. Dann trägt er eins dieser Sakkos, die sie immer vor die Frage stellen, ob es tatsächlich noch Firmen gibt, die solche Modelle produzieren, oder ob der Träger seine Kleidung dermaßen wertschätzend behandelt, dass er sie vierzig Jahre lang tragen kann. Insgesamt wirkt er, als hätte er sein ganzes Leben keinen Schritt aus Favoriten, geschweige denn Wien, weg gesetzt. Als wollte er ihren Gedankengang auf den Kopf stellen, sagt er: Da hätte ich ein tolles Angebot. Last Minute Gran Canaria. Wunderbare Insel, waren Sie schon mal dort? Kann ich Ihnen nur empfehlen, besonders zu dieser Jahreszeit.

Er blickt sie erwartungsvoll über die Brille hinweg an, schürzt die Lippen. Als sie nicht gleich voller Euphorie ist, hat er das nächste Angebot:

Oder, ich hätte auch noch Last Minute La Gomera. La Gomera gefällt mir persönlich noch besser, dort ist es ein bisschen wilder, üppiger. Ich weiß nicht, ob das für Sie in Frage kommt.

Wild und üppig, das klingt vielversprechend.

Aber da fällt ihr ein: Wissen Sie was – vergessen wir Last Minute. Es darf schon was kosten.



Illir Zerai ist umzingelt. Wie konnte er das übersehen. Eine Enklave ist schon der Definition nach umzingelt, umschlossen von Fremdem. Zerai hat sich in den Jahren, in denen er in seiner Wohnung sitzt, einen Kerker gebaut. Aus Albanien, dem Land der Bunker, ist er geflohen, um sich in der Fremde einen großen Bunker zu bauen. Diesen Luxus hat er sich erkämpft, für diesen Traum hat er Volk-Partei-Staat-Familie-Jetmira verraten: für einen geräumigen Bunker, in dem er allein seine Zeit absitzen kann.

Zerai tritt ans Fenster. Seine Schießscharte. Er würde gerne Menschen sehen, ja sogar den Nachbarn, den er vor wenigen Tagen noch als armen Teufel bezeichnet hat. Er würde ihm gern bei seinen Turnübungen zusehen. Aber der Balkon ist leer.



Als Agnes mit der Espressokanne ins Wohnzimmer kommt, sieht sie, wie Carina die Hochzeitseinladung mit einem Lächeln mustert und kopfschüttelnd weglegt.

Ich verstehe ja grundsätzlich nicht, wieso Leute heiraten. Aber bei dir verstehe ich es noch viel weniger. So überhaupt nicht nämlich.

Ich bin einfach draufgekommen, dass Gernot der Einzige ist, mit dem das klappen könnte.

Wenn du mich fragst, ist der Hauptgrund, dass *er* dich angequatscht hat und nicht umgekehrt. Diese Casanova-Nummer hat dich einfach umgehauen.

Agnes wischt das ewige Casanova-Argument weg. Carina geht da von sich selbst aus – sie ist diejenige, die eine romantische Ader hat. Hätte Gernot damals im Museum Carina angesprochen, sie wäre nur so dahingeschmolzen. Agnes aber ist es pragmatisch angegangen, hat sich mit ihm getroffen und nein, sie ist nicht gleich mit ihm ins Bett. Sie hat von Anfang an gespürt, dass dieser Charmebolzen etwas zu bieten hat.

Weißt du, ich bin mir so sicher wie nie, dass Gernot derjenige ist, den ich heiraten will. Er hat gezeigt, dass er, wenn's drum geht, um mich kämpft.

Vorgestern hat Agnes eine neue Mailadresse unter dem Benutzernamen *m.in.love* angelegt. Sie hat eine liebestrunkene Nachricht verfasst, mit *m.* unterschrieben und an Gernot geschickt. Bislang hat er nicht geantwortet, dafür war er gestern überproportional daran interessiert, was es aus dem Krankenhaus zu berichten gab. Und verlorengelaubte Gesten, wie das Strähne-Wegwischen-und-über-die-Wange-Streichen, feiern ein glanzvolles Comeback.

Ein Mann, der um die Frau seiner Träume kämpft, ist ein Bild, das Carina überzeugen muss. Und siehe da, sie tut sich schwer, ihr schmachtendes Antlitz mit einem ironischen Grinsen zu garnieren.

Und wenn du unter der Haube bist, ist dann Schluss mit den Männergeschichten?

Agnes schenkt Kaffee ein, erst für Carina, dann für sich selbst, tut mit spielerischer Freude so, als würde es ihre ganze Aufmerksamkeit beanspruchen. Aber Carina setzt nach: Er wird wahrscheinlich auch nach der Hochzeit viel im Ausland sein. Bleibt's dann bei *No more Mister Basel? No more Mister Moskau?*

Agnes bereut, dass sie Carina irgendwann von ihrer Gewohnheit erzählt hat, in den ersten Monaten der Beziehung mit Gernot jede ihrer heimlichen Bettgeschichten nach der Stadt zu benennen, in der Gernot

gerade war. Immerhin weiß Carina den wahren Grund dafür nicht, außerdem ist das ja lang vorbei. Agnes hatte damals erklärt, dass sie auf diese Weise Gernot nah sein würde, selbst wenn der in einer weit entfernten Stadt sei. Eine Erklärung, die die Romantikerin Carina glatt geschluckt hatte. In Wirklichkeit wollte sich Agnes einfach nicht mit den Namen der Männer, mit denen sie ins Bett ging, konfrontieren. Es ging um Sex, Namen waren da nur im Weg.



An der Haltestelle Sandleitengasse steigt er in einen spärlich befüllten Bus. Mittwochvormittags hat der durchschnittliche Wiener anderes zu tun, als die Aussicht auf seine Heimatstadt zu genießen, und Touristen haben gerade nicht Saison. Oben angekommen ist Marek der Einzige, der aussteigt. Das Schloss ist wenige Meter von der Haltestelle entfernt, er geht an ihm vorbei und gelangt auf eine leicht abschüssige Wiese, die zur Linken durch ein langgestrecktes Gebäude begrenzt wird, soweit er weiß, eine Jugendherberge. Davor stehen zwei Reihen Walnussbäume. Unten schließt die Wiese an einen Weingarten an und rechts liegt die Schlossterrasse, ein Café, das aber nicht offen hat. Marek setzt sich ins Gras und sieht sich die Stadt an, versucht eine Weile, die verschiedenen Großbauwerke, die sich abheben, zu benennen. Beginnend mit den kleineren Herausforderungen wie den beiden Klötzen des Allgemeinen Krankenhauses. Eine Frau, die für ihren Freund vor dem Stadtpanorama posiert, lenkt Marek von seiner Aufgabe ab. Ihr Begleiter ist noch nicht fertig, da

scheint sie zu bemerken, dass auch er sich vor pittoreskem Hintergrund befindet. Sie zückt ihr Handy und macht Bilder von ihrem Partner, wie er vor dem Schloss Wilhelminenberg stehend Bilder von ihr macht. Unter den Walnussbäumen sitzen zwei Männer aus Syrien oder Afghanistan und starren schon eine Zeitlang vor sich hin. Asylwerber, die keine Arbeitserlaubnis haben und die Zeit totschlagen, denkt Marek. Vor dem Zaun zum Weingarten sitzen drei Frauen auf einer Decke und reden angeregt miteinander, Marek hört immer wieder eine von ihnen laut auflachen. Ihr Lachen hat etwas durch und durch Gestelztes, enthält keine Spur Ansteckungsmöglichkeit. Die anderen beiden Frauen kommen über ein Grinsen auch nicht hinaus. Vor der Terrasse ist ein jugendliches Pärchen seit Mareks Ankunft am Schmusen. Dreizehn, vierzehn Jahre, die beiden sollten in der Schule sein, aber die Liebe scheint momentan wichtiger. Oder die ersten sexuellen Erkenntnisse, die Hand des Jungen wandert ganz schön forsch unter dem T-Shirt des Mädchens herum.

Neun Menschen sind auf diesem Stück Wiese, mit ihm zehn. Auch wenn es keine Abgeschlossenheit ist, ist es außerordentlich ruhig. Außer dem Blätterrascheln und dem penetranten Ruf eines Buchfinken – im Vergleich zur Lärmkulisse der Quellenstraße ist es hier totenstill.

Nein, stimmt nicht. Totenstill ist es nicht. Da ist wieder das wiehernde Lachen der Frau auf der Decke.

Sie steht auf, geht zu den beiden Asylwerbern hinüber und stellt sich mit ausgebreiteten Armen vor sie. Marek hört, wie sie sagt: Was macht ihr denn so auf geheim, setzt euch doch wieder zu uns. Einer der beiden studiert eine Walnuss, die er in seiner Hand hält, der andere sagt: Ja, Sabine, wir kommen gleich, wir wollten nur kurz unter vier Augen sein, du weißt schon. Worauf sie dem Schweigsamen einen mitfühlenden Blick zuwirft, der nun die Kugel zum Mund führt und davon abbeißt – offensichtlich handelt es sich nicht um eine Walnuss, sondern um eine Marzipan-, Schwarzbrot-, Kartoffelteig-, Rohkost- oder Karamellkugel. Die Frau geht zu ihren Begleiterinnen zurück. Die Jungs kommen bald, ruft sie ihnen auf halbem Weg zu. Dann können wir endlich zum Schnitzeessen.

Mit einem Mal wird Marek bewusst, dass er der Einzige ist, der allein hier oben ist. Als ob man Aussichten nur zu zweit oder zu dritt genießen könnte.

Er sieht vor sich, wie Bea sich streckt, als würde sie sich für einen Auftritt aufwärmen. Sie nimmt eine Pose ein, hält Zeigefinger und Daumen vor sich in die Luft und Marek versteht. Er stellt sich vor, dass er einen unsichtbaren Fotoapparat vor sein Auge hält und sagt: Ein wenig nach links, ja, die Finger ein bisschen weiter auseinander, genau so. Während Marek Klickgeräusche macht, nimmt Bea den ersten, dann den zweiten Krankenhausklotz, schließt ihre Handflächen darum, schüttelt, öffnet die Hände, als würde sie würfeln, und

sieht mit erwartungsvollem Blick nach unten. Zweimal die sechs, ruft Marek ihr zu und Bea reißt die Arme in die Höhe. Perfekt, so bleiben.

Marek muss lächeln.

Er muss an Benno denken, der ihm erklärt hat, weshalb Algorithmen sich regelmäßig die Zähne ausbeißen würden: Weil die Menschen zu oft Dinge tun, die nicht unbedingt logisch sind. Oder weil sie wider besseren Wissens Sachen anstellen, die sie nicht tun sollten. Weil sie zu anderen etwas sagen, was sie eigentlich nicht meinen. Verstehst du: Es gibt genug Wege, undurchschaubar zu bleiben.

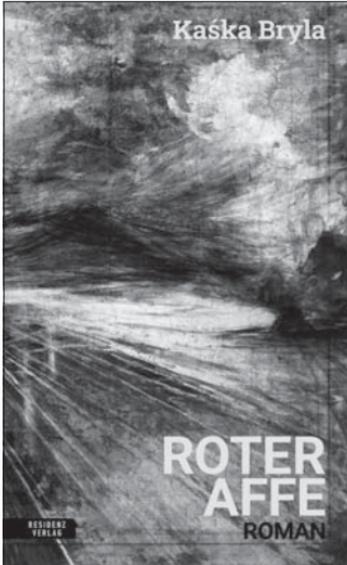
Marek fühlt, wie sich ein Versprechen ankündigt. Er steht auf, streckt sich durch, geht ein paar Schritte, bis er in der Mitte der Wiese steht, wo er von allen gesehen werden kann. Dann macht er etwas, was neun von zehn Personen nicht erwarten.



Danksagung

Ich danke folgenden Organisationen, die mir durch Förderungen und Aufenthaltsstipendien die Arbeit an diesem Buch ermöglicht haben: BKA, Land Salzburg, Literar Mechana, Franz-Edelmaier-Residenz für Literatur und Menschenrechte, Österreichische Gesellschaft für Literatur.

Florian Gantner



Kaśka Bryła

Roter Affe

Roman

240 Seiten

ISBN: 9 783 7017 1732 3

Kaśka Brylas Schreiben ist wahrhaftig, intensiv, raumgreifend und in seiner unverblühten Direktheit manchmal geradezu verstörend.

Julya Rabinowich

Starker Tobak und viel Dramatik (...) Bryła hat genug widerständischen Humor und einen wachen Blick für politisch wie gesellschaftlich brisante Themen, dazu ein feines Sensorium für poetische Alltagsnuancen samt der sprachlichen Mittel, diese auch einzufangen. Das alles macht aus Roter Affe einen spannenden und engagierten Roman.

Frank Rumpel, SWR2

... ein philosophisch hintergründiger, sprachlich-symbolisch souveräner und psychologisch intensiver Roman.

Oliver Jungen, FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG

Einerseits ist das eine Spannungsgeschichte, die auf Lösung drängt, andererseits leistet Bryła eine Menge an Reflexionsarbeit als Versuch einer Gegenwartsbestimmung. Ein starkes Debüt.

Anton Thuswaldner, SALZBURGER NACHRICHTEN



Mieke Medusa

Du bist dran

Roman

256 Seiten

ISBN: 9 783 7017 1729 3

„Du bist dran« ist nachgerade ein Motto dafür, dass es immer etwas zu tun gibt, dass man und frau immer an sich arbeiten kann, dass es nie zu spät ist, die Dinge in die Hand zu nehmen, aus Fehlern zu lernen, sich für einander zuständig zu fühlen und zu erkennen, dass es vielleicht nicht immer so wichtig ist, Recht zu haben.

Sabine Dengersch, LITERATURHAUS.AT

Man gewinnt die strauchelnden Figuren dieses Romans sofort lieb, nicht zuletzt aufgrund des Wortwitzes und ihres pointierten Blicks auf die Welt.

Karin Cerny, FALTER

Neben der wunderbar groovigen Sprache, ist es die Herzenswärme in den Begegnungen, die dieses Buch – gerade (aber nicht nur) in dieser begegnungsfreien Zeit – so wunderbar macht.

RADIESCHEN



Thomas Arzt

Die Gegenstimme

Roman, 2. Auflage

192 Seiten

ISBN: 9 783 7017 1685 2

„Die Gegenstimme“ ist ein tolles Buch geworden.

Wolfgang Huber-Lang, APA

Das ist ein Buch für unsere Gegenwart.

Anton Thuswaldner, SALZBURGER NACHRICHTEN

In seiner Recherche hat Arzt entdeckt wie viel Gegenwärtiges im Vergangenen steckt, wie viel Allgemeines im Spezifischen. (...) Die Sprache von Thomas Arzt bleibt nahe am Mündlichen, am Österreichischen, am Dialektalen, fehlerhaft und doch rhythmisch, stolpernd und doch poetisch. (...) Die Leserschaft darf sich über ein gelungenes Debüt freuen.

Katharina Menhofer, Ö1 MORGENJOURNAL

In wortsparsamen Manövern gelingt Arzt eine prägnante Innenschau, ein kurzes Eindringen in die Gewissenswelt exemplarischer Dorfbewohnerinnen, in ihre Motive und Ängste. (...) ein Mix aus Sachkundigkeit und Spannung.

Margarete Affenzeller, DER STANDARD

